

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Marshall I. Goldman

Die Kontroverse über die  
sowjetische Wirtschaftspolitik

Hermann Glaser

Adolf Hitlers „Mein Kampf“  
als Spießerspiegel

B 30/63

24. Juli 1963

Marshall I. Goldman, Mitglied des Institutes für Rußlandforschung der Harvard Universität und Dozent für Wirtschaftswissenschaften am Wellesley College.

Hermann Glaser, Dr. phil., geb. 28. August 1928 in Nürnberg; Veröffentlichungen: Weltliteratur der Gegenwart, Darmstadt 1956 (1962<sup>4</sup>); Wege zur modernen Kunst, Bamberg 1956; Kleine Kulturgeschichte der Gegenwart, Frankfurt/Main 1959; Das Dritte Reich, Anspruch und Wirklichkeit, Freiburg 1961; Wege der deutschen Literatur (Mitauteur) 2 Bde., Darmstadt 1961.

Herausgeber:  
Bundeszentrale für politische Bildung,  
53 Bonn/Rhein, Königstraße 85.

Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, zu richten. Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preise von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an die Vertriebsabteilung. Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 5,— zuzüglich Verpackungs- und Portokosten richten Sie bitte an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Telefon 34 12 51.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Die Kontroverse über die sowjetische Wirtschaftspolitik

In dieser Ausgabe wird mit freundlicher Genehmigung der New Yorker Vierteljahresschrift FOREIGN AFFAIRS aus dem Aprilheft eine Analyse der Thesen des sowjetischen Wirtschaftswissenschaftlers Professor Liberman und der durch sie ausgelösten Diskussion über die Wirtschaftspolitik der Sowjetunion nachgedruckt.

„Seid fähig, notfalls von den Kapitalisten zu lernen. Macht Euch zu eigen, was sie an Vernünftigem und Nützlichem aufzuweisen haben.“

(Lenin)

### I

Daß Chruschtschow diese Worte Lenins im Plenum der Kommunistischen Partei im November 1962 wieder aufgriff, überraschte viele westlichen Beobachter. Angesichts der wirtschaftlichen Expansion der Sowjetunion in jüngster Zeit mag es etwas anomal erscheinen, wenn die Sowjets erwägen, einige unserer grundlegenden Wirtschaftsmethoden zu übernehmen.

Besonders aufsehenerregend war der Vorschlag einiger russischer Wirtschaftler, daß in der sowjetischen Industrie dem Gewinn eine mehr funktionelle Rolle zugestanden werden sollte. Allerdings ist es nichts Neues, wenn sowjetische Wirtschaftler dem Gewinn mehr Bedeutung beimessen und Mängel ihres Planwirtschaftssystems eingestehen. In Augenblicken der Offenheit bringen sie oft beides zur Sprache. Neu ist jedoch, daß einige diesbezügliche spezifische Vorschläge zur allgemeinen Diskussion gestellt wurden.

Mit Zustimmung Chruschtschows sind die Vorschläge von E. Liberman, Professor am Institut für Technik und Wirtschaft in Charkow, in den Mittelpunkt einer der hitzigsten und bedeutungsschwersten Diskussionen sowjetischer Wirtschaftstheoretiker gestellt worden<sup>1)</sup>. Die gegenwärtige Auseinandersetzung steht an Intensität nur den Debatten der zwanziger Jahre nach, die dem Beschluß zur Industrialisierung vorangingen. Im Gegensatz zu anderen Meinungsverschiedenheiten über Wirtschaftsfragen, die in letzter Zeit ausgetragen wurden, ist diese durch Freiheit und Offenheit gekennzeichnet. Doktrinäre Engstirnigkeit und Chauvinismus fehlen. Im Gegensatz zu der durchschnittlichen sowjetischen Wirtschaftsdiskussion beruft man sich fast nicht auf Marx,

Lenin oder gar Chruschtschow zum Zwecke einer ideologischen Rechtfertigung.

Lobgesänge auf die Überlegenheit der Sowjetunion über die Vereinigten Staaten, wie sie unumgänglicher Bestandteil fast aller früheren Debatten waren, fehlen plötzlich. Man unternimmt anscheinend den Versuch, den Kern des Problems zu ergründen, und beurteilt Ideen nach ihrem eigenen Wert oder Unwert.

Ist schon der Ton der Debatte an sich bedeutsam, so sind die Folgerungen der Vorschläge, die gemacht werden, und die Gründe, warum sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt unterbreitet wurden, von noch größerer Bedeutung. Ehe wir diese Dinge untersuchen, wollen wir die allgemeinen Ziele von Libermans Wirtschaftsreformen und seine speziellen Vorschläge darlegen.

### II

Prof. Liberman möchte die Wirtschaftskapazität seines Landes besser ausgenutzt sehen. Das ist auch das Hauptthema der Debatte. Die sowjetischen Wirtschaftsexperten einschließlich der hauptsächlichsten Kritiker Libermans sind sich praktisch darin einig, daß Planung und Arbeitsanreiz verbessert werden müssen. Jeder ist selbstverständlich für ein perfektes Wirtschaftssystem.

Liberman zeichnet drei spezielle Ziele für eine sowjetische Wirtschaftsreform auf, wobei er unausgesprochen mehrere andere einschließt<sup>2)</sup>. Erstens möchte er sowjetische Unternehmen und Firmen dazu anregen, selbst höhere Produktionsziele anzustreben. Zur Zeit werden die

2) Libermans erster Artikel über den Gegenstand erschien schon im Juli 1962 in „O planirowanii promyschlennogo proiswodstwa i materialnych stimulak ego raswitija“, Kommunist, Nr. 10, Juli 1956, S. 75. Sein berühmtester Artikel erschien in der Prawda v. 9. September 1962. Unter seinen andern Artikeln sind: „Planirowanie proiswodstwa i normatiwy dlitel'nogo deistwija“, Woprossy ekonomiki (fortan W. e.), August 1962, S. 104; Ekonomitscheskaja gaseta (fortan E. g.), 10. November 1962, S. 11.

1) Prawda, 20. November 1962.

Planziele den Firmen von vorgesetzten Verwaltungsorganisationen vorgeschrieben. Da die Firmen und ihr Personal entsprechend dem Maß belohnt werden, in dem sie ihr Planziel erfüllen, kämpft jeder Betriebsleiter darum, daß sein Planziel so niedrig wie möglich festgesetzt wird. Je niedriger das Planziel, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß es erfüllt oder übertroffen wird, denn das bedeutet Prämien und Belohnungen.

Wie Liberman hervorhebt, besteht unter diesen Umständen der leichteste Weg zum Erfolg nicht darin, nutzvoll zu arbeiten, sondern in dem Bemühen, daß das Planziel möglichst niedrig festgesetzt wird. Darüber hinaus muß ein Betriebsleiter, wenn er höheren Planzielen zustimmt, nicht nur in diesem, sondern auch im nächsten Jahr hart arbeiten. Da der Jahresplan nach den Leistungen des Vorjahres aufgestellt wird, führt tüchtige Leistung nur zu höheren Planzielen in der Zukunft. Unbeabsichtigt wird der Betriebsleiter dadurch veranlaßt, kurz zu treten und nicht sein Bestes zu tun.

Libermans zweites Ziel besteht darin, die Einführung neuer technischer Methoden und neuer Produkte anzuregen. Gegenwärtig ist es üblich, daß sich jeder Betriebsleiter gegen alle Änderungen des bestehenden Produktionsschemas sträubt. Änderung bedeutet Unsicherheit und eine mögliche Gefährdung der Planzielerfüllung. Neuerungen bedürfen auch der Genehmigung durch vorgesetzte Stellen, die wiederum unter gleichem Druck stehen.

Das dritte Reformziel, das nach Ansicht Libermans angestrebt werden sollte, ist eine Qualitätsverbesserung der Produktion. Da der gewährte Anreiz nur die Menge der Produktion betrifft, liegt kein Grund vor, warum sich jemand über die Qualität Gedanken machen sollte. Die Festsetzung eines Qualitätsstandards erschwert oft die Erfüllung des Mengensolls. Das führt dazu, daß irgend etwas anderes zu kurz kommt. Wenn die Planziele zu den Produktionskosten in Beziehung gesetzt sind, treten weitere Komplikationen auf. Die Verwendung besseren Rohmaterials zur Verbesserung der Qualität erscheint oft nicht wünschenswert, weil es dadurch schwierig wird, die im Plan festgesetzten Produktionskosten einzuhalten.

Obgleich Liberman alle diese Ziele nicht systematisch aufführt, deutet er doch einige weitere an. Die Methode, sich auf den Bruttowert der Produktion zu konzentrieren — die inzwischen teilweise durch die Anwendung von

anderen Kriterien ersetzt wurde —, sollte vollkommen abgeschafft werden, denn sie führt dazu, daß sich die Betriebsleiter ausschließlich auf die Ziele für den tatsächlichen Produktionsausstoß konzentrieren, die schon lange vor dem eigentlichen Produktionsvorgang festgesetzt waren. Dadurch wird nicht nur die Änderung der Produktionsziele behindert und eine Qualitätsverschlechterung herbeigeführt, sondern es könnte auch zur Verschwendung führen. Um den Bruttowert ihrer Produkte hochzutreiben, verwenden manche Betriebsleiter unnötig teure Rohmaterialien — ganz das Gegenteil dessen, was im vorigen Absatz beschrieben wurde. Wenn das zu einer Verbesserung der Qualität führt, ist nichts dagegen einzuwenden, aber kostspielige Einzelteile garantieren nicht immer das beste Produkt.

Liberman versucht auch, das abzuschaffen, was er „Bevormundung im kleinen“ nennt. Darunter ist unangebrachte und übermäßige Einmischung vorgesetzter Stellen in den Betrieb zu verstehen. Diese vorgesetzten Stellen bestimmen alles in Einzelheiten und im voraus, so daß der Betriebsleitung keinerlei Spielraum mehr bleibt. Liberman führt einen Fall an, in dem einige Metallteile mit Abfallprodukten durcheinandergeraten waren. Es wurde der Antrag auf Beschäftigung zusätzlicher Arbeiterinnen gestellt, die den Abfall sortieren und die benötigten Teile heraussuchen sollten. Dieser Antrag wurde abgelehnt mit der Begründung, daß dafür die für Löhne zur Verfügung stehenden Gelder „nicht ausreichten“<sup>3)</sup>. Die Folge davon war, daß Lohnarbeiter in Höhe von 2000 Rubel eingespart wurden, daß aber Metallteile im Wert von 10 000 Rubel verloren gingen.

Man macht sich augenblicklich auch Gedanken über das Fehlen einer wirksamen Kontrolle der Anlagen und Investitionen. Chruschtschow selbst ließ auf dem XXII. Parteikongreß erkennen, daß er sich dieses Problems bewußt ist, als er mit einigem Ernst vorschlug, für die Dauer eines Jahres ein Moratorium für alle neuen Anlagen zu verhängen. Unternehmen und Organisationen gäben zu viel aus und nähmen zu viele Verpflichtungen auf sich. Die Folge davon sei, daß zu viele Projekte gleichzeitig in Angriff genommen würden. Viele halten es für unumgänglich notwendig, daß Kapitalinvestitionen kontrolliert und wirksamere Kriterien für Kapitalanlagen entwickelt werden<sup>4)</sup>.

3) E. g. 10. November 1962, S. 10.

4) L. Gatowski, E. g., 3. November 1962, S. 36.

Vor einer ausführlichen Darstellung der verschiedenen Argumente dieser Debatte ist es notwendig, den Leser darauf vorzubereiten, daß einige Aspekte der Kontroverse recht simpel erscheinen werden. Bei einigen sowjetischen Wirtschaftlern, Liberman eingeschlossen, ist die Neigung vorhanden, Mängel zu kritisieren und Möglichkeiten zur Abhilfe vorzuschlagen, ohne allen Aspekten der verschiedenen Vorschläge auf den Grund zu gehen. Zum großen Teil liegt das daran, daß die sowjetischen Wirtschaftswissenschaftler wenig Erfahrung mit der Gleichgewichtstheorie besitzen. Eine Gleichgewichtsanalyse verlangt nicht nur die Berücksichtigung der unmittelbaren Auswirkung gewisser Aktionen, sondern auch sekundärer und tertiärer Auswirkungen.

Im Verlauf der Auseinandersetzung wird ersichtlich, daß nur wenige der daran Beteiligten diesen Überblick besitzen. Liberman besitzt ihn vielleicht, scheint ihn aber — wahrscheinlich aus politischen Rücksichten — nicht ganz zum Zuge kommen zu lassen.

### III

Libermans Vorschläge stellen die Antwort der liberalen Strömung unter den Wirtschaftlern auf die Unzulänglichkeiten im sowjetischen Wirtschaftssystem dar. Auf eine Formel gebracht fordern diese Wirtschaftler, daß man sich von Planzielen unabhängiger machen und sich mehr des Gewinnanreizes bedienen soll. Sie hoffen, daß dadurch der Betriebsleiter mehr Bewegungsfreiheit gewinnt, die Mittel klüger genutzt und entsprechend bessere Leistungen erzielt werden.

Im einzelnen würde Libermans Plan alle von zentraler Stelle festgesetzten Planziele abschaffen, außer den Anordnungen über Produktionsmenge, die Auswahl der herzustellenden Produkte, Bestimmungsort und Liefertermin. Für jemanden aus dem Westen scheint das keine große Verbesserung zu sein. Worin besteht die Elastizität? Es sollte jedoch darauf hingewiesen werden, daß Liberman die Abschaffung von sieben oder mehr anderen Zielen vorschlägt, die bis jetzt von oben festgesetzt wurden. Er erwähnt besonders die Pläne für Arbeitsproduktivität, die Zahl der Arbeiter, Löhne, Produktionskosten, Kapitalbildung, Kapitalinvestierung und neue technische Methoden. Obgleich diese Ziele nach wie vor in den Zuständigkeitsbereich der Bezirkswirtschaftsbehörde gehören sollen, sollen sie doch nicht mehr unterteilt werden und erst über die ganze Befehlskette bis zur ein-

zelnen Fabrik gelangen. Er vertritt den Standpunkt, daß diese sieben Ziele dem Hauptziel der Fabrik, Qualitätswaren herzustellen, untergeordnet sind. Ursprünglich wurden sie als Mittel zum Zweck — zur Produktion — auferlegt. Liberman meint jedoch, daß die Betriebsleiter häufig Mittel und Zweck miteinander verwechselten. Um diese untergeordneten Ziele erfüllen zu können, ist der Betriebsleiter oft nicht in der Lage, das Hauptziel der Produktion nach bestem Vermögen zu erfüllen.

Er führt an, daß die Vereinfachung der dem Betriebsleiter vorgeschriebenen Planziele die Möglichkeit vermindern wird, daß diese Ziele zueinander im Widerspruch stehen. Der Betriebsleiter, so meint er, sollte die Möglichkeit haben, für sieben oder mehr Aufgabengebiete seine Planziele auf Grund seiner eigenen Kenntnis von der Kapazität seines Betriebes selbst festzusetzen. Dadurch werde verhindert, daß Betriebsfremde den mit dem Betrieb vertrauten Vorschriften machten. Folglich würden zwar dem regionalen Volkswirtschaftsrat (Sownarchos) weiterhin die Planziele für alle Sparten der Leistung und Produktion vorgeschrieben, dem Betriebsleiter jedoch nur die drei Planziele, die die tatsächliche Produktion betreffen.

Mit Hilfe einer solchen Reform hofft Liberman, die Planungs- und Produktionsaufgaben zu vereinfachen. Dabei hat er einige der Kräfte ausgeschaltet, die den Betriebsleiter gezwungen haben, dem Diktat der Zentralregierung Folge zu leisten. Um einen positiveren Anreiz zu schaffen, möchte Liberman einen neuen Maßstab angewandt sehen: die „Profitabilitätsrate“. Das ist etwas mehr als das Konzept vom Gewinn (Ertrag weniger Kosten), das die Russen lange angewandt haben. Die Profitabilitätsrate definiert er als den gesamten Gewinn des Unternehmens in Beziehung gesetzt zu seinem festen und seinem Umlaufkapital. Ihre Bedeutung für den Betriebsleiter wird dadurch sichergestellt, daß die Profitabilitätsrate das einzige Kriterium für die Höhe der Prämie sein soll, die dem Unternehmen und seinen Angestellten gewährt werden.

Der Betriebsleiter kann eine höhere Profitabilitätsrate erzielen, indem er ein oder beide Elemente des Verhältnisses verändert. Erstens kann er den absoluten Gewinn erhöhen. Das kann geschehen durch einen wirksameren Einsatz der gegenwärtig dem Betrieb zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte, Rohmaterialien und anderer Produktivkräfte. Zweitens

kann er die Basis des festen und des Umlaufkapitals verringern. Das kann er tun, indem er weniger Kapital in Anspruch nimmt und das behält, was er bereits besitzt.

Die Profitabilitätsrate des einzelnen Betriebes wird dann gemessen an der „Profitabilitätsnorm“, die für die verschiedenen Industrien und Firmen festgesetzt wird. Die Prämien für einen Betrieb richten sich nach seiner Profitabilitätsrate im Verhältnis zu der für ihn gültigen Norm. Es wird ein Versuch gemacht werden, vergleichbare Betriebe miteinander in Wettstreit treten zu lassen. Die Normen werden auch abgeändert entsprechend dem Anteil neuer Produkte, die der Betrieb herzustellen versucht. Da die Einführung neuer Produkte gewöhnlich Startkosten und unvorhergesehene Probleme mit sich bringt, werden die Profitabilitätsnormen, die für den Betrieb maßgebend sind, gesenkt, wenn die Herstellung neuer Produkte in Angriff genommen wird. Wenn keine neuen Produkte eingeführt werden, werden die Normen erhöht. Man geht dabei von der Annahme aus, daß dadurch die Betriebe angeregt werden, neue Produkte und Methoden zu entwickeln. Zur Vermeidung von schlechten Qualitäten und der Überfüllung der Lager werden die Gewinne nur nach den tatsächlich verbrauchten Gütern errechnet. Zurückgegebene und nicht abgesetzte Ware wird von den Gesamteinnahmen abgezogen.

Libermans Ziel besteht darin, ein System zu schaffen, das alle Abteilungen des Betriebes dazu veranlaßt, sich anzustrengen und sich selbst höhere Ziele zu stecken. Wenn der Betrieb eine höhere Profitabilitätsrate als die gegenwärtige anstrebt, werden keine Bußen verhängt. Die Profitabilitätsrate des Betriebes wird die tatsächlich verdiente sein. Wenn der Betrieb seine Ziele jedoch allzu niedrig festsetzt, wird die Profitabilitätsrate im Durchschnitt zwischen dem ursprünglich festgesetzten niedrigeren Ziel und der tatsächlich erreichten höheren Profitabilitätsrate bestehen. Es ist ferner geplant, daß die für den Betrieb in Frage kommende Profitabilitätsnorm für eine beträchtliche Zeit im voraus festgelegt wird. Wenn man Profitabilitätsnormen zwei, drei oder fünf Jahre im voraus festsetzt, ist nicht zu befürchten, daß die Planziele heraufgeschraubt werden, wenn der Betrieb in einem Jahr außergewöhnlich gute Ergebnisse erzielt. Da gute Arbeit nicht mit höheren Profitabilitätsnormen im folgenden Jahr bestraft wird, ist dem Betrieb jeder Anreiz gegeben, sich

höhere Ziele zu stecken, und er hat keinen Anlaß, seine Produktionsleistungen zu bremsen.

Um allseitige Anstrengungen in der Profit-Kampagne zu erreichen, schlägt Liberman vor, die Betriebs-Prämien ausschließlich nach der Höhe der Profitabilitätsrate zu bemessen. Zur Zeit gibt es viele Prämien-Fonds für verschiedene Arten von Arbeit. Liberman glaubt, daß das zu Widersprüchlichkeiten führt. Er möchte dem Betriebsleiter so viel Vollmacht wie möglich geben und ihm erlauben, den Prämien-Fonds auf die vorteilhafteste Weise zur Förderung der Produktion zu verwenden. Er könnte für Gehaltsprämien, neue Wohnungen oder neue Maschinen verwendet werden. Die einzige Bedingung, die Liberman stellt, ist die, daß die drei Planziele erfüllt sein müssen, ehe die Prämie festgesetzt wird.

Während Liberman zugibt, daß auch sein Plan vielleicht einige Mängel aufweist, so ist doch sein Hauptaugenmerk auf die Reformen gerichtet, die, wie er hofft, durch seine Vorschläge ermöglicht werden. Betriebsleiter werden keinen Grund mehr haben, um niedrigere Planziele zu kämpfen. Gleichzeitig ist ihnen jedoch jeglicher Anreiz gegeben, die Kosten zu vermindern und Kapital zu sparen. Da die Profitabilitätsrate sowohl von Kosten wie von Kapital abhängig ist, wird der Betrieb zum erstenmal ein ganz entschiedenes Interesse daran haben, an beiden zu sparen.

#### IV

Wie zu erwarten war, fand dieser Plan, der die Grundstruktur der sowjetischen Wirtschaft zu unterminieren drohte, keine einhellige Zustimmung. Die meiste Kritik betraf die Folgen, die Libermans größeres Gewicht auf den Gewinn nach sich ziehen könnte. Andere kritisierten die Inkonsequenz, die in Libermans Vorschlägen lag. Die große Auseinandersetzung konzentrierte sich auf diese beiden Dinge.

Unter Wahrung einer bemerkenswerten Zurückhaltung argumentierten viele, daß Libermans Vorschläge allzu radikal seien und die Tatsache, daß er sich auf Gewinn im Verhältnis zum Kapital stütze, auf einen Kapitalismus hinausliefe. Die Erklärung Libermans und einiger seiner Anhänger, daß „was gut für einen sowjetischen Betrieb auch gut für die Sowjetunion sei“, erinnerte vielleicht allzu sehr an Charles E. Wilson, als daß gute Kom-

munisten sie hätten ertragen können<sup>5)</sup>). In den Augen einiger bedeutete das, daß die Volkswirtschaft der Gnade des Marktes ausgeliefert und die geplante Führung der Gesellschaft aufgegeben und in die Hände der Betriebsleiter gelegt würde. Weiterhin fürchteten sie, daß die Wirtschaft in Gefahr geriete, daß Arbeitskraft und Rohstoffe nicht ausgenutzt werden und zyklische Preisschwankungen auftreten<sup>6)</sup>).

Nach der traditionalistischen Auslegung von Libermans Plan würden sich solche schlimmen Folgen unvermeidlich einstellen. Diese Traditionalisten warnten davor, daß die Betriebsleiter anfangen würden, an nichts anderes mehr zu denken als an die Steigerung ihrer Gewinne (was selbst amerikanische Betriebsleiter nicht immer tun). Das würde dazu führen, daß Fabrikdirektoren, wo immer möglich, zur Produktion von Gütern übergangen, die höhere Gewinnspannen versprechen. Gleichzeitig würden sie es eilig haben, ihre Preise möglichst schnell in die Höhe zu treiben. Preise für Konsumgüter und Produkte der Schwerindustrie würden sich radikal verschieben. Selbst wenn eine befriedigende Preisreform im notwendigen Ausmaß ins Auge gefaßt werden könnte, so könnte sie doch nicht über Nacht durchgeführt werden. Die Folge wären Verwirrung und Wuchergeschäfte in verschiedenen Industriesektoren, zum mindesten in der Übergangsperiode. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde es zu einer plötzlichen Inflation und einem psychologischen, wenn nicht gar materiellen Chaos kommen.

Die Betonung einer gewinnbringenden Geschäftsführung würde, so erklärten die Kritiker, den Regierungs-Subventionen an die Schwerindustrie ein Ende setzen. In der Vergangenheit war Gewinn kein wichtiges Kriterium für Kapitalanlage und Entwicklung. Wenn die Regierung der Ansicht war, daß etwas auf sozialem oder wirtschaftlichem Gebiet für das langfristige Wohl der Sowjetunion notwendig war, so genügte das. Wenn man den Gewinn zur Bedingung machte, dann werde das nicht nur die zukünftige Verteilung von Mitteln, sondern auch das gegenwärtige Wirtschaftsleben beeinflussen. Zum Beispiel

5) Das russische Original lautet: „To tschto wygodno predpriatiju, dolschno bytj'wygodno i obščestwu w tselom“ (Prawda 9. September 1962; 21. September 1962). Siehe auch M. Bor, E. g., 10. November 1962, S. 12.

6) Sch. Turezkij, E. g., 3. November 1962, S. 43; N. Spiridonowa, „Istotschniki i systemy premirowanija“, W. e., November 1962, S. 123.

würden dann subventionierte Projekte wie der Bau von Dämmen oder die Entwicklung der sibirischen Hilfsquellen aufgegeben. Folglich würden zukünftige Bedürfnisse preisgegeben zugunsten von Projekten, die einen sofortigen Gewinn versprechen. Da mehr als 20 Prozent der sowjetischen Industrie zur Zeit eine Subvention benötigen, um weiter operieren zu können, würde vieles aus dem Gefüge geraten, und manch wertvolles Projekt müßte fallengelassen werden. Stattdessen würden die Betriebsleiter auf die Produktion von Verbrauchsgütern umschalten, wo immer dies möglich ist, um den in mehr als vier Jahrzehnten der Einschränkung aufgestauten Bedarf zu befriedigen. Das würde bedeuten, daß die Rohstoffe zu den Sektoren der Konsumgüterindustrie abwandern und aus der Schwerindustrie abgezogen würden, die doch bisher der Grundpfeiler für die Entwicklung der sowjetischen Wirtschaft gewesen ist. Damit würde die zentralisierte Planwirtschaft dem Untergang geweiht sein.

Abgesehen von den Hauptproblemen stellten einige Idealisten die dem Prämiensystem beigemessene Bedeutung in Frage. Diese „Puritaner“ beklagten, daß jeder nur an höheren Anreizen interessiert zu sein schiene. Niemand spreche mehr von „Verpflichtungen“<sup>7)</sup>. Heute frage niemand danach, was er für den Staat tun könne, sondern nur danach, was der Staat für ihn tun könne!

Liberman und seine Anhänger ließen sich von derartigen Vorwürfen nicht abschrecken. Die Existenz künstlicher Anreiz in der Wirtschaft unterstreiche nur die Notwendigkeit von Verbesserungen. Sie gaben offen zu, daß Libermans Vorschläge eine grundlegende Preisreform notwendig mache. Obgleich Risiken vorhanden seien, blieben sie jedoch bei ihrer Ansicht, daß diese nicht so wichtig seien wie die Vorteile, die dadurch erzielt würden, daß man die Preise in Einklang mit den tatsächlichen Kosten bringt. Ferner übertreibe man die Folgen einer Preisreform. Die Preise für Konsumgüter seien wegen der hohen Umsatz- oder Verkaufssteuer immer hoch gewesen. Zu einem gewissen Grade werde nun der Druck der Nachfrage an die Stelle der Steuer treten, und die Verbraucherpreise würden insgesamt keine so großen Veränderungen erfahren. Falls die Einstellung der Subventionen an die Großindustrie die Industriepreise in die Höhe zu treiben neigte, so würden sich die Einkäufer

7) L. Alter, „Swajasjatj stimulirowanije s perspektiwnym planirowanijem predpriatija“, W. e., November 1962, S. 116.

der Fabriken dem widersetzen, denn sie brauchten niedrigere Materialpreise, um einen eigenen Gewinn zu erzielen. Und wenn gewisse Firmen eine überdurchschnittliche Profitabilitätsrate hätten, so sei das nur zu begrüßen. Das bedeutete, daß sie leistungsfähig seien oder Waren herstellten, die der Verbraucher wünsche, und deshalb verdienten sie auch, erweitert zu werden. Wenn andere Hersteller nicht in der Lage seien, Gewinne zu erzielen, so deute das auf Mängel hin. Sie sollten entweder aufgeben oder den Preis ihrer Waren erhöhen.

Einige der freimütigeren Wirtschaftstheoretiker gingen sogar noch weiter. Sie behaupteten, daß, wenn Preise jemals einen realistischen Stand erreichen sollten, für die Inanspruchnahme von Kapital eine richtige Abgabe erhoben werden müßte. Obgleich sie das Wort Zinsen nicht gebrauchten, schienen sie solche doch anzustreben. Die meisten von ihnen erkannten, daß Libermans Profitabilitätsrate indirekt eine Kapitalsbelastung war, denn sie führte dazu, die Inanspruchnahme von Kapital nicht wünschenswert erscheinen zu lassen. Aber damit noch nicht genug. Es gab einige, die eine direkte Kapitalsbelastung forderten. V. Kotkin und E. Slastenko gingen so weit, eine glatte 10%ige Kapitalsbelastung zu fordern<sup>8)</sup>.

Die Antwort der Anhänger Libermans bestätigte nur die schlimmsten Befürchtungen der Konservativen, die ganz einfach nicht bereit waren, die zentrale Lenkung des Kapitals einzustellen und eine freie Preisbewegung zuzulassen. Wenn das vorhandene Kapital nicht nutzbringend verwendet werde, seien schärfere Kontrollen notwendig. Wie es der sowjetische Wirtschaftswissenschaftler K. Plotnikow ausdrückte, wenn die Entscheidungsgewalt in die Hände der Betriebsleiter überginge, werde unvermeidlich Kapital weiter verschwendet, ungeachtet der Dementis und Versprechungen Libermans, daß die Kontrolle der Investitionen fortgesetzt werden sollte. Kapital könne nur erhalten werden, indem man es sorgfältig von zentraler Stelle aus einteile<sup>9)</sup>. Mängel der Planung und Preisbildung könne man eher durch eine genaue Kontrolle der Betriebsmittel im Verhältnis zur Produktion und durch Planungsmethoden auf linearer Basis überwinden als durch grundlegende Veränderungen der sowjetischen Wirtschaft.

8) Prawda, 21. September 1962; 12. Oktober 1962.

9 E. g., 3. November 1962, S. 37/38.

Obgleich diese Kritiker einräumten, daß es möglicherweise mehr Sparten gibt als ein Elektronenrechner verarbeiten kann, schlugen sie vor, daß die Planer einfach eine engere Auswahl treffen sollten. Kurz: sie empfahlen ein vorsichtigeres Vorgehen.

Es wurde noch eine andere Art von Kritik erhoben, die sich nicht so sehr gegen die großen Auswirkungen des Liberman-Planes auf die gegenwärtige Struktur der sowjetischen Wirtschaft richtete als vielmehr gegen innere Widersprüche seiner Vorschläge. Zunächst einmal gab es schwache Punkte in der praktischen Anwendung der Profitabilitätsnormen. Es ergab sich, daß ein Betrieb sein Stammkapital erhöhen und zu einer unbeabsichtigten Erhöhung seines Prämien-Fonds gelangen konnte, selbst wenn der Gewinn unverändert blieb<sup>10)</sup>. Der größte Widerspruch lag jedoch in der Entscheidung Libermans, daß staatlich festgesetzte Planziele für die Produktionsmenge, Auswahl der Erzeugnisse und Liefertermin nach wie vor dem einzelnen Betrieb von oben diktiert werden sollten. Die Erfüllung dieser Planziele durch den Betrieb würde es schwierig machen, die größtmögliche Profitabilitätsrate zu erzielen. Das bedeute, daß Widersprüche und Konflikte fortbeständen. Hinzu käme, daß keine Prämien gezahlt würden, wenn die Planziele nicht erreicht würden, ganz gleich, wie hoch die Profitabilitätsrate ausfiele. Natürlich verringere dieser zweifache Maßstab die Bedeutung des Gewinns. Er ließe auch darauf schließen, daß die Betriebsmittel-Quoten in Wirklichkeit nicht aufgegeben würden, wie ursprünglich vorgesehen war. Da dem Hersteller weiterhin Liefer- und Produktionsziele gesetzt sind, seien Pläne für die Zuteilung von Betriebsmitteln und deren Verwendung auch weiterhin erforderlich.

Die Festsetzung von drei konkreten Planzielen für jeden Betrieb sei auch aus einem anderen Grunde voller Widersprüche. Wie erinnerlich, argumentierte Liberman, daß Betriebsangehörige besser als Betriebsfremde in der Lage seien, die Leistungsfähigkeit des Betriebes richtig einzuschätzen. Trotzdem sollten Gosplan oder irgendeine andere Planungsstelle weiterhin die Vollmacht haben, die drei grundsätzlichen Entscheidungen eines Betriebes zu treffen. Dadurch werde kaum eine Einmischung von außen verhindert. Ferner sei es unrealistisch, anzunehmen, daß der regionale Volkswirtschaftsrat (Sownarchos) davon Abstand nehmen werde, sich in die Arbeit eines Be-

10) Prawda, 18. September 1962; 19. Oktober 1962.

etriebes einzumischen, selbst wenn die anderen sieben Ziele nicht direkt vorgeschrieben würden. Obgleich nicht jedem einzelnen Betrieb spezielle Vorschriften gemacht werden sollten, so würde dieser doch an die für den ganzen Betrieb gültigen Richtlinien des Volkswirtschaftsrates für diese sieben Sparten gebunden sein. Wenn ihnen auch die Einmischung in den Betrieb vermutlich untersagt würde, so könne man doch logischerweise annehmen, daß einige Volkswirtschaftsräte diese Regel verletzen würden, besonders dann, wenn ihre Bezirke die Planziele nicht erfüllten.

So erscheine es klar, daß die in Libermans Plan vorgesehenen Wirtschaftsreformen eine Einmischung von seiten der Verwaltung und Bürokratismus nicht ausschalten würden. Ferner könne mit Sicherheit angenommen werden, daß allerlei Manipulationen angestellt würden, um günstige Profitabilitätsnormen zu erzielen. Falls diese Normen elastisch gehandhabt werden sollten, um Angleichungen in bezug auf Größe, Bestimmungsort, Vergleichbarkeit und Mengenteile der neuen Produkte zu ermöglichen, werde behördlicher Willkür und der Möglichkeit zum Feilschen viel Spielraum gegeben. Auch ein Druck zur Herabsetzung der Normen werde nicht ausgeschaltet. Wie früher läge es im Interesse des Betriebsleiters, sich um niedrigere Ziele zu bemühen. Seine Aufmerksamkeit wäre nicht nur auf Produktionsziele gerichtet, sondern auch auf die Profitabilitätsnorm. Der Prämienfonds könne nicht nur durch eine Erhöhung der Produktion und der Leistung vergrößert werden, sondern auch durch die Behauptung, daß die Kapazität des Betriebes geringer sei, als dies tatsächlich der Fall ist. Durch Erreichung einer günstigeren Norm könne der Betriebsleiter ebenso zu einer Prämie kommen wie durch eine Verbesserung seiner Produktion.

## V.

Während Libermans Vorschläge zweifellos eine gewisse Verbesserung des gegenwärtigen Systems bedeuten würden, so ist doch der Endeffekt seiner widersprüchlichen Vorschläge sehr viel geringer, als es zunächst den Anschein hatte, und verfehlt sein ursprüngliches Ziel. Warum hat unter diesen Umständen diese Debatte so viel Aufregung verursacht? Weil Liberman offensichtlich verschiedene brennende Probleme angerührt hat. Kurz: die Sowjetunion hat ihre Technologie der Planung und Kontrolle überlebt. Was früher einmal für die Zwecke der sowjetischen Planer und Administratoren sehr geeignet war, erfüllt nicht mehr

seinen Zweck. Die Bedürfnisse der Wirtschaft haben sich verändert. Quantitative Veränderungen haben sich in qualitative Veränderungen verwandelt. Methoden zur Befriedigung einer Art von Bedürfnissen sind nun unter veränderten Bedingungen unzulänglich und veraltet.

Gegen Ende der zwanziger Jahre erfuhr die sowjetische Wirtschaft in ihrem Funktionieren und ihrer Lenkung eine grundlegende Änderung. Es wurde der Beschluß gefaßt, in möglichst kurzer Zeit eine industrielle Grundlage zu schaffen. In der großen Debatte, die vor und während dieses Beschlusses geführt wurde, wurde entschieden, daß so etwas wie eine kapitalistische Form anfänglicher Akkumulation, wie Marx es genannt haben würde, notwendig war. Wie Alexander Erlich beschrieb, war es denjenigen, die die Industrialisierung vorschlugen, klar, daß gewaltige Kapitalmengen flüssig gemacht und größere strukturelle Veränderungen vorgenommen werden müßten<sup>11)</sup>. Größere Anpassungen waren notwendig, wenn die für die Industrialisierung so wichtig erachteten Ersparnisse gemacht werden sollten. Das würde die Verwendung eines beträchtlichen Teils der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Landes in der Schwerindustrie notwendig machen. Man kam zu dem Schluß, daß dies nur durch das willkürliche Gebot und den Druck von seiten des Staates erreicht werden könnte. Wenn man sich nur auf die Kräfte des Marktes verlassen wollte, so würde das zuviel Zeit in Anspruch nehmen und unerwünschte Profitmacherei mit sich bringen. Deshalb wurde ein System konkreter Planung geschaffen, das in einer Reihe von Jahres- und Fünfjahresplänen seinen Ausdruck fand. Durch Behördendekret wurden periodische Kampagnen für vorrangige Projekte inszeniert.

Bei all dieser willkürlichen Planung mußte der vom Markt ausgehende Druck ausgeschaltet werden. In manchen Fällen war dies unmöglich, aber die Marktkräfte konnten wenigstens in eine andere Richtung gedrängt werden. Preise und Gewinnanreize wurden dahingehend umgestaltet, daß sie den Aufbau der Schwerindustrie förderten und das Anwachsen der Leichtindustrie hemmten. Auf der einen Seite wurden die Preise für Konsumgüter verdoppelt, indem man sie mit einer Umsatzsteuer belegte. Damit wurde gleichzeitig die Verbrauchernachfrage eingedämmt und dem Staat

11) "The Soviet Industrialization Debate: 1924—1928", Cambridge, Mass., 1962.

eine Einnahmequelle geschaffen. Auf der anderen Seite wurden die Preise für Produkte der Schwerindustrie niedrig gehalten. Das erreichte man durch Betriebssubventionen und das Fehlen eines Zinssatzes. Obgleich die Abschaffung der Zinsbelastung in erster Linie das Ergebnis der marxistischen Lehre war, hatte sie die sehr wichtige Auswirkung, kapitalintensive Aufgaben finanziell weniger belastend erscheinen zu lassen. Während der Marktdruck niemals ganz ausgeschaltet wurde, begünstigten diese Maßnahmen doch die Umgestaltung der Wirtschaft. In beträchtlichem Maß wurde der Anteil der Schwerindustrie am Markt gefördert und sie auf Kosten der Leichtindustrie angekurbelt. Dadurch wurde die Verwendung von Produkten der Schwerindustrie und die Entfaltung einer breit angelegten Wirtschaftsaktivität begünstigt, was ja auch von den staatlichen Planern beabsichtigt war.

Natürlich hatte diese Art des Vorgehens auch Verschwendung, mangelndes Gleichgewicht, einen niedrigen Lebensstandard und Leistungsunfähigkeit auf vielen Sektoren im Gefolge, besonders auf kurze Sicht betrachtet. Aber die Sowjets planten auf lange Sicht und machten sich keine besonderen Gedanken über die Kosten, die der Mensch dabei tragen mußte, oder über Verbraucherswünsche. Selbst wenn einige größere Projekte negative Erträge brachten, so konnten diese doch mehr als ausgeglichen werden durch große Ersparnisse an anderer Stelle. Die Produktivität des Kapitals war so groß, daß, selbst wenn man vom vorteilhaftesten Projekt absah, eine hohe Ertragsrate allgemein gesichert war. Wenn keine 30 % Gewinn erzielt wurden, so doch 20 %. Das Hauptziel bestand darin, Kapital anzuhäufen und in der Binnen- und Außenwirtschaft große Ersparnisse herauszuwirtschaften.

So war die Wirtschaftsstruktur der Stalin-Ära beschaffen. Viele Wirtschaftswissenschaftler haben überzeugend dargelegt, daß andere, weniger drakonische und mühselige Wege zu einer Industrialisierung hätten begangen werden können. Auf jeden Fall war bis Mitte der fünfziger Jahre die industrielle Basis der Sowjetunion geschaffen. In der Folgezeit machten sich Anzeichen dafür bemerkbar, daß in einer Industrie, die sich der Reife näherte, zentrale Planung und willkürliche Entscheidungen dem wirtschaftlichen Wachstum nicht mehr länger sehr dienlich waren.

Wenn man einen Augenblick nachdenkt, so kommt man zu der Überlegung, daß dies womöglich der Hauptanlaß für die gegenwärtige Debatte ist. Wie schon gesagt, handelt es sich

hier um die erste heftige Auseinandersetzung über Wirtschaftsfragen seit den Diskussionen über die Industrialisierung in den zwanziger Jahren. Interessante historische Parallelen drängen sich auf. Damals wurde die Debatte durch die dringende Notwendigkeit herbeigeführt, die damals angewandten Methoden der Wirtschaftslenkung zu ändern. Jetzt scheint ein irgendwie ähnlicher Anstoß vorzuliegen.

Die sowjetische Wirtschaft scheint sich an einem Wendepunkt zu befinden. Es ist klar, wie die Debatte zeigt, daß es in zunehmendem Maße schwierig wird, alles von zentraler Stelle aus zu planen. Die sowjetische Wirtschaft hat nicht nur an Umfang gewonnen, sie ist jetzt auch feiner durchgegliedert und mehr auf den Verbraucher bedacht. Infolgedessen können Kampagnen und Eifer nicht alle auftretenden Probleme lösen. Es gibt einfach zu viele Sektoren, die berücksichtigt werden wollen. Sie können nicht alle von zentraler Stelle aus behandelt werden. Man hat geschätzt, daß, wenn das Wirtschaftswachstum in gleichem Ausmaß anhält, die Planungsbürokratie bis 1980 auf das 36fache vergrößert werden müßte<sup>12)</sup>. Ferner lenkt eine Kampagne zur Behebung eines Fehlers unvermeidlich die Aufmerksamkeit von anderen Dingen ab und schafft leicht neue Probleme an anderer Stelle. Chruschtschow hat selbst erkannt, daß der kompliziertere Aufbau gewisser Sektoren der Wirtschaft, wie Chemie, Elektronik, Konsumgüter, sich für eine zentralisierte Planung nicht eignet. Wenn die Planer die Wirtschaft ausbauen sollen, fügen sie einfach einen neuen Hochofen dazu und erhöhen die Stahlproduktion. Wenn aber zufällig nicht gerade Stahl, sondern spezielle Kunststoffe oder elektronische Produkte benötigt werden, konzentrieren sich der Planer doch auf Stahl, weil es für zentrale Planer am einfachsten ist, Erhöhungen in der Stahlproduktion zu planen. Chruschtschow drückte es so aus:

„Die Produktion von Stahl ist wie eine gut ausgefahrene Straße mit tiefen Furchen. Von ihr werden nicht einmal blinde Pferde abweichen, weil sonst die Räder brechen würden. Ähnlich tragen manche Beamte Scheuklappen, die auf Stahl ausgerichtet sind. Sie tun alles so, wie sie es in ihren Tagen gelernt haben. Wenn ein Material auftaucht, das besser und billiger als Stahl ist, so kennen sie doch nur eine Parole: Stahl, Stahl!“<sup>13)</sup>

12) M. Fedorowitsch, E. g., 3. November 1962, S. 39.

13) Prawda, 20. November 1962; New York Times, 21. November 1962.

Es kann auch sein, daß die Methode, Entscheidungen von Verwaltungsseite treffen zu lassen, heutzutage nicht mehr die größte Expansion garantiert. Durch alle Ausführungen Libermans zieht sich der unausgesprochene Gedanke, daß Entscheidungen mehr nach wirtschaftlichen als nach administrativen Gesichtspunkten getroffen werden sollten. Das scheint sowohl für Entscheidungen zuzutreffen, die an zentraler Stelle hinsichtlich großer Projekte, wie auch für solche, die am Rande hinsichtlich einiger experimenteller und kleinerer Unternehmen getroffen werden.

In dem Maße, in dem die Wirtschaft gewachsen ist, hat sich die marginale Produktivität des Kapitals verringert. Das bedeutet, daß der Ertrag aus neuen Investitionen nicht mehr so hoch ist wie früher. Wenn nun das Tempo des Wirtschaftswachstums beibehalten werden soll, müssen größere Projekte durchgeführt werden, denen von zentraler Stelle größere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Deshalb muß die Maschinerie zum Treffen von Entscheidungen verbessert werden, damit die wirtschaftlichen Hilfsquellen bestmöglich genutzt werden können. Das bedeutet Erhöhung der Produktionsleistung mit der vorhandenen Kapazität und Auswahl der günstigsten Kapitalanlage. Das führt unvermeidlich zu Knappheits-Preisen und Zinsen, den oben erwähnten wirtschaftlichen Kriterien.

Die Probleme der Randgebiete der Wirtschaft (Leichtindustrie, Elektronik, Dienstleistungen, neue Produkte) sind noch viel komplexer. Diese Sektoren eignen sich am wenigsten für eine zentrale Planung, und trotzdem gewinnen sie im sowjetischen Leben immer mehr an Bedeutung. Hier ist Elastizität am Platze. Wenn sich die Verhältnisse ändern oder sich neue Möglichkeiten ergeben, müssen die Betriebsleiter der Randindustrien in der Lage sein, schnell zu reagieren, ohne erst in Moskau anfragen zu müssen. Normalerweise schenken die Planer in Moskau nur den Problemen Beachtung, die ein Ausmaß angenommen haben, das ihre Beachtung rechtfertigt. Kleinere Schwierigkeiten und günstige Gelegenheiten, die noch nicht allzu offensichtlich sind, bleiben manchmal unbeachtet. Dadurch werden Neuerungen in Rand- und anderen Gebieten, die keinen Vorrang genießen, gehemmt. Spontane und experimentelle Projekte sind im allgemeinen im sowjetischen System nicht möglich. Wenn nicht ein Planer sie offiziell unterstützt, sind Gelder, Material und Arbeitskräfte dafür nicht zu haben. Obwohl dadurch keinesfalls die Einführung von

Neuerungen in der Großindustrie und in den technischen Instituten verhindert wird, ist doch praktisch die Situation unmöglich, daß sich ein Mann mit einer Idee und einem Schuppen als Anfang plötzlich als Hersteller eines gefragten Artikels und Chef eines florierenden Unternehmens sieht. In einer hochentwickelten Wirtschaft kann ein solcher Fall zu einem wichtigen zusätzlichen Anlaß zur Expansion werden.

Das zentralisierte Plansystem ist ferner wenig geeignet, dem Verbrauchersektor gerecht zu werden. Solange der Verbraucher hintangestellt und gewissermaßen auf das Existenzminimum verwiesen wurde, gab es wenig Probleme. Ware war knapp und was produziert wurde, fand reißenden Absatz. Nachdem sich nun der Lebensstandard erhöht hat, haben sich die Verhältnisse radikal verändert, und der Verbraucher ist viel wählerischer geworden. Zum Entsetzen der Sowjetplaner stapeln sich nun einige Waren in den Lagern. Obgleich noch an vielem Mangel herrscht und der Lebensstandard weit niedriger als in den meisten westlichen Ländern ist, belaufen sich nun die Lagerbestände an Konsumgütern auf 20 Milliarden Rubel (über 20 Milliarden Dollar). Man glaubt, daß von dieser Summe fast 3 Milliarden Rubel überschüssig sind<sup>14)</sup>. Der Flugzeugkonstrukteur O. Antonov meint in einer Analyse dieses Phänomens, es beruhe auf mangelndem Zusammenspiel zwischen Herstellern und Verbrauchern<sup>15)</sup>. Da die meisten sowjetischen Hersteller den Plan erfüllen und nicht den Verbraucher zufriedenstellen müssen, haben sich die Leiter von Fabriken und Geschäften seit langem daran gewöhnt, den Geschmack des Verbrauchers außer acht zu lassen. Die Folge davon sind zunehmende Überschüsse und schlechte Qualität, während auf der anderen Seite die Nachfrage nicht befriedigt werden kann. Gewiß wird dieses Problem immer größere Ausmaße annehmen, wenn nicht einige Verbesserungen in der Planung der Produktion und Entlohnung der Leistung vorgenommen werden.

## VI

Das also ist das Dilemma der sowjetischen Wirtschaft und eines Wirtschaftsreformers wie Liberman. Es liegen zwingende Gründe für eine Änderung des gegenwärtigen Systems der sowjetischen Planung und Kontrolle vor.

14) Narodnoje chosjajstwo SSSR w 1961 godu. Dosisdat, Moskau 1962, S. 629; E. g., 10. Oktober 1962, S. 33.

15) Iswestija, 25. Mai 1962.

Jede grundlegende Reform jedoch, die sich ausschließlich auf den Gewinn als Anreiz verleihe und eine grundlegende Preisreform erforderlich machte, würde solche schwerwiegenden Erschütterungen auslösen, daß ihre Folgen schwer abzusehen wären. Weil es fast 45 Jahre lang an dem ausgewogenen Verhältnis gefehlt hat, könnten der Druck und die Preisveränderungen, die aus der Entfesselung der bisher unterdrückten Nachfrage resultieren würden, schreckliche psychologische, wenn nicht gar politische Auswirkungen haben. Schon aus diesem Grunde erscheint es unwahrscheinlich, daß sich die Sowjetunion gänzlich auf Libermans Profitabilitätsrate stützen wird.

Außerdem könnte die Einführung von so etwas wie der Profitabilitätsrate nur dazu führen, daß eine Kategorie von Schwierigkeiten durch eine andere ersetzt wird. Daß Liberman das erkannt hat, dürfte erklären, warum seine Vorschläge so viele innere Widersprüche enthalten. Er hat zwei einander widersprechende Ziele vor Augen: erstens will er die Leistungsfähigkeit steigern und zweitens die Produktion spezieller Waren sicherstellen, die nach einem an zentraler Stelle aufgestellten Plan willkürlich bestimmt wird. Im gegenwärtigen Stadium der sowjetischen Wirtschaftsentwicklung wäre das erste Ziel ohne das zweite poli-

tisch nicht annehmbar. Die Sowjetregierung ist nicht bereit, zuzulassen, daß das Streben nach Profit allein das hervorbringt, was für die Wirtschaft nötig ist. Ein größeres Schwergewicht auf den Profit würde vielleicht die Leistung steigern, höchstwahrscheinlich aber auch bedeuten, daß administrative Kontrolle und die Herstellung gewisser für die Gemeinschaft notwendiger Güter geopfert werden müßten. Während auf der einen Seite die Notwendigkeit besteht, die Aktivität in Randgebieten der Wirtschaft anzuregen, sind immer noch große Aufgaben, wie der Bau von Dämmen, die Vervollständigung des Verkehrsnetzes und seine Ausdehnung nach Sibirien hinein zu erfüllen, die nur von zentraler Stelle durchgeführt werden können. Worauf es ankommt, ist, der Zentralstelle so viel Macht zu belassen, daß sie die großen Projekte durchführen kann, die immer noch große Erträge versprechen, ohne deshalb auf die in den Randgebieten notwendige Elastizität zu verzichten. Prof. Liberman hat einen mutigen Versuch unternommen, den einander anscheinend widersprechenden Zielen gerecht zu werden. Nichtsdestoweniger ist es wahrscheinlich, daß noch viele andere Reformer, Reformen und Debatten kommen werden, ehe dieses gegenwärtige Dilemma der Sowjets gelöst ist.

# Adolf Hitlers „Mein Kampf“ als Spießerspiegel

Ein Beitrag zur politischen Anthropologie der Deutschen

Der Beitrag von Hermann Glaser gibt an einem exemplarischen Beispiel (Mein Kampf, 5. Kap.) Gedanken und Argumente wieder, die in einer größeren Arbeit über Wesen und Werden des deutschen Kleinbürgers im 19. und 20. Jahrhundert (mit besonderer Berücksichtigung von Hitlers „Mein Kampf“) ausführlicher begründet werden.

## Vorbemerkung:

Ein Kommentar zu Hitlers „Mein Kampf“ sieht sich zunächst vor große Schwierigkeiten gestellt: die erläuternde Sternchenmethode, d. h. die Bereitstellung von historischem, biographischem oder sonstigem Tatsachenmaterial, welches das Verständnis des Werkes erleichtern könnte, erübrigt sich weitgehend, da das Buch kaum Fakten bringt, also nicht einmal dort greifbar ist, wo es die nationalsozialistische Bewegung und ihre Geschichte beschreibt — sieht man von ein paar beiläufig erwähnten Namen ab, zu deren Verständnis kein besonderer wissenschaftlicher Apparat notwendig ist. Faßt man jedoch eine Kommentierung auf als eine Interpretation des dem Bande immanenten Geistes (Ungeistes), als eine Analyse seines anthropologischen, soziologischen sowie psychologischen Gehalts, so ergeben sich interessante und ergiebige Bezüge: „Mein Kampf“ erweist sich als ein Sammelbecken von Strömungen, die im 19. Jahrhundert aus der epigonalen Romantik und Klassik aufsteigen, das deutsche Verhängnis seit langem vorbereiten und schließlich in der Zerstörung deutscher Kultur, Gesittung und Politik gipfeln. Typologisch siegt der Spieß über den Bürger (der Volksgenosse über den Staatsbürger). Man hat die Meinung vertreten, Bedeutung und Einfluß von Hitlers „Mein Kampf“ dürften nicht hoch eingeschätzt werden, da das Buch zwar viel verbreitet, aber kaum gelesen wurde. Das mag stimmen; doch sollte man daraus eine zunächst paradox klingende Folgerung ziehen: das Buch war so erfolgreich, ohne daß es überhaupt noch gelesen werden mußte! Lebensgefühl und Weltanschauung eines Großteils der deutschen Bevölkerung stimmten mit dem überein, was in „Mein Kampf“ dargeboten und propagiert wurde. Der Inhalt des Buches (zudem in Tausenden von Broschüren, Zeitungen, Zeitschriften sowie Reden unter Volk gebracht) enthielt all das, was des „Spießers Wunderhorn“,

(die Pandorabüchse kleinbürgerlicher Traktätchenverfasser) bereit hielt: abgründige Gemeinheiten, breitgetretener Wortquark, in schiefe Metaphern geschlagene Ressentiments, endlose Tiraden und rhetorisch aufgeschminkte Platitüden. Ein Kommentar zu Hitlers „Mein Kampf“ ergibt somit einen Spießerspiegel par excellence. Hitler besaß die Genialität des Mittelmäßigen: seine Durchschnittlichkeit war überdurchschnittlich; so wurde seine Mediokrität zum Schicksal eines Volkes, das sich Schritt um Schritt von Theorie und Praxis der Humanität hatte abbringen lassen.

## Das 5. Kapitel

Das 5. Kapitel von „Mein Kampf“ beschreibt die „unvergeßlichste und größte Zeit“ von Hitlers „irdischem Leben“. Für die politisch-anthropologische Betrachtungsweise erscheint hier als besonderer Aspekt der deutsche Hang zur „Monumentalität“: das Heroische nahm seit langem in der Wertepyramide des deutschen Bürger- und Kleinbürgertums die Spitze ein<sup>1)</sup>, wobei zur Repräsentation des Heldischen die verschiedensten Symbolgestalten herangezogen wurden, z. B. Hutten, Luther, Rembrandt, Siegfried, Faust, der Bamberger Reiter, der Ritter aus Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ usw. — Gestalten, die von den Anfängen des 19. Jahrhunderts bis ins Dritte Reich hinein solchem Zwecke dienstbar gemacht (d. h. entsprechend uminterpretiert)

1) Für Nietzsche dient die monumentale Historie „dem Tätigen und Mächtigen“, indem sie ihm heroische Vorbilder vor Augen stellt: großes, monumentales Leben, „das doch einmal möglich war“ und dessen Anschauung den Willen des Handelnden beflügelt. (Vgl. G. Ritter: Historie und Leben. Eine Auseinandersetzung mit Nietzsche und der modernen Lebensphilosophie. In: Vom sittlichen Problem der Macht, Bern und München o. J., S. 98 ff.) Daß ein monumentales Bedürfnis auch heute noch dem Konservatismus zu eigen ist, darüber A. Mohler in Der Monat, Heft 163.

wurden<sup>2)</sup>). Der Staat — so war die vorherrschende Meinung — basiere auf dem Ruhm seiner „großen Menschen“, wobei Größe vor allem kriegerisch verstanden wurde; er war Ruhmestempel, Pantheon — diese Klischeevorstellungen fanden jahrzehntelang immer wieder ihren entsprechenden dichterischen, gedanklichen, bildnerischen und architektonischen Niederschlag<sup>3)</sup>). Der Erziehung des jungen Menschen zum Heldischen („mit Mark in den Röhren“, wie es in einem vielgebrauchten Geographiebuch vom deutschen Jüngling heißt<sup>4)</sup>) — der welschen Weichlichkeit ent-

2) Es wird Aufgabe der politisch-anthropologischen Forschung sein, gerade auch in dieser Hinsicht systematische Untersuchungen anzustellen. Gelegentlich ist dies schon geschehen — mit sehr aufschlußreichen Ergebnissen. Vgl. H. Schwertes (von der literaturhistorischen Fragestellung ausgehende) Untersuchung: *Faust und das Faustische*. Ein Kapitel deutscher Ideologie, Stuttgart o. J.; mit dem Anhang: Dürers „Ritter, Tod und Teufel“. Eine ideologische Parallele zum „Faustischen“.

Hierzu auch E. Weymar: *Das Selbstverständnis der Deutschen*. Ein Bericht über den Geist des Geschichtsunterrichts der höheren Schulen im 19. Jahrhundert, Stuttgart o. J.

3) Die Kunstbetrachtung hat sich diesen Fragen bislang viel zu wenig gewidmet. Eine rühmliche Ausnahme macht W. Hofmann: *Das irdische Paradies, Kunst im neunzehnten Jahrhundert*, München o. J. In diesem Zusammenhang bes. S. 122 ff., 182 ff.

4) „Der deutsche Mann voll Biederkeit und Treue, der Jüngling, im äußeren Auftreten oft eckig und verschlossen, aber mit Mark in den Röhren und den Kopf voll Ideale, das Herz auf dem rechten Flecke; die deutsche Hausfrau, das Juwel aller Frauen auf Erden, die deutsche Jungfrau, wie eine Blume so hold und schön und rein — das deutsche Haus, ein Haus voll Zucht und Ernst und zugleich eine Stätte traulicher Gemütlichkeit.“ H. A. Daniel: *Handbuch der Geographie*, Leipzig 1859—1862; zit. nach Weymar a. a. O., S. 171.

An einem Bericht über den Geist des Deutschunterrichts, wie er sich bes. in den Lesebüchern und Lektürekomentaren für die Oberstufe der Höheren Schule spiegelt, arbeitet der Verfasser. Daß hier ähnliche aufschlußreiche Ergebnisse zu erwarten sind, mag folgendes Zitat aus den vielgebrauchten Erläuterungen zu Goethes „Hermann und Dorothea“ (14. Auflage, Paderborn 1907 — Ferd. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker) illustrieren:

„Inwiefern ist ‚Hermann und Dorothea‘ ein echt deutsches Epos?

1. Es spielt auf deutschem Boden, und zwar
  - a) in der Nähe des echt deutschen Rheinstromes,
  - b) in einem anmutigen deutschen Städtchen mit seinem geweißten Kirchturm, seinen reinlichen Straßen, geraden Kanälen, dem ‚Goldenen Löwen‘, der Engelapotheke usw.

2. Es spielt in einer echt deutschen Familie

gegengesetzt) entsprach eine Abwertung des „Händlerischen“, der „Krämerseelen“, die im friedlichen Wettstreit um bestmöglichen Profit, nicht aber um Ehre sich bemühten, die „feilschten“, statt tüchtig dreinzuschlagen. Die Antipathie Hitlers dem Handel und der Wirtschaft gegenüber ist nicht nur als sozialpathologische Abreaktion des zu kurz gekommenen Habenicht, des besitzlosen Deklassierten, des aus dem Elendsmilieu nach oben drängenden Asozialen zu verstehen (damit hätte Hitler nicht genügend Resonanz beim Bürgertum finden können), sondern sie entsprang einer anachronistischen Physiokraten-Romantik, der Vorstellung von einer autarken, auf „Boden und Blut“ (d. h. auf ein „mythosnahes Bauerntum“) gegründeten Staatsordnung; geopolitische Vorstellungen vom „Lebensraum“ als der Grundlage staatlichen Erfolges beherrschten gerade die Vorstellungswelt der sogenannten gebildeten Kreise.

Der „junge Wildfang“, den das „Mädel“ mit hingebungsvoll-unterwürfiger Liebe anhimmelte<sup>5)</sup>, war für eine martialische Zukunft bestimmt; der Bildungsweg der Elite, das Humanistische Gymnasium, war zumindest gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch jene „Allianz von Athen und Agadir“ bestimmt, wie sie u. a. Ludwig Marcuse in seinen *Lebenserin-*

a) mit ihrer Sittlichkeit und strengen Ordnung, die sich zeigt in der Verteilung der Beschäftigung (Hermann: Feld und Stallung; Vater: Gastwirtschaft; Mutter: Hauswesen) und im Gegensatz zum welschen Nachbar (dem Sitte, Zucht und Achtung vor der Ehe abgehen).

b) Überhaupt alle Hauptpersonen sind Deutsche: der Löwenwirt (sorgt hausväterlich für die Stadt und die Seinen), die Wirtin (fleißig, gemütvoll, liebevoll), Hermann (Anhänglichkeit an den deutschen Boden, Zartheit seines Benehmens gegen Dorothea), Dorothea (Reinheit bei der Verteidigung der Unschuld ihrer Gespielinnen; Zurückhaltung gegen Hermann, dem sie notgedrungen ihre Liebe ver-rät).

3. Deutsch sind auch einzelne kleine Züge, namentlich die Trinkszene.“

Über den Gebrauch von „deutsch“, „echt deutsch“ vgl. auch Anmerkung 41.

5) Die Verbindung des „Monumentalen“, des Heroenkults mit einer ganz bestimmten Form der Sexualität und Erotik bedarf einer besonderen Analyse. Vgl. H. Glaser: *Das Mädel und sein Held*. In: *Vom Wesen und Werden des deutschen Kleinbürgers* (Arbeitstitel), demnächst im Rombach-Verlag.

Von der Trivialliteratur her gibt W. Killy in seinem „Versuch mit Beispielen“: *Deutscher Kitsch* (Göttingen o. J.) instruktive Proben.

nerungen so trefflich beschrieben hat<sup>6)</sup>. Lediglich die Realschulen bewahrten auf Grund ihrer pragmatischen und praktischen Zielsetzung noch am ehesten Weltoffenheit und so Zurückhaltung bei der Verkündigung eines charismatischen Sendungsbewußtseins.<sup>7)</sup>

„Als jungen Wildfang hatte mich in meinen ausgelassenen Jahren nichts so sehr betrübt, als gerade in einer Zeit geboren zu sein, die ersichtlich ihre Ruhmestempel nur mehr Krämern oder Staatsbeamten errichten würde. Die Wogen der geschichtlichen Ereignisse schienen sich schon so gelegt zu haben, daß wirklich nur dem friedlichen Wettbewerb der Völker, das heißt also einer geruhsamen gegenseitigen Begaunerung unter Ausschaltung gewaltsamer Methoden der Abwehr, die Zukunft zu gehören schien.“<sup>8)</sup>

Hitler nennt nicht die Ahnen seines Heroenkultes; sie mögen ihm, dem sehr oberflächlich und häufig abstrus Belesenen auch gar nicht bewußt gewesen sein: die Philosophien vom Willensmenschen (von Carlyle bis Stefan George), den vitalistischen Mystizismus eines Bergson und Nietzsche, die Gewaltlehre Sorels, die Psychologie eines Klages und seiner Vorläufer<sup>9)</sup>. Das Idol des heldischen Menschen hat er in deren Sinne (natürlich in der Vereinfachung des terrible simplificateur) stets und lautstark verkündet. „Wer ein Volk retten will, kann nur heroisch denken. Der heroische Gedanke aber muß stets bereit sein, auf die Zustimmung der Gegenwart Verzicht zu leisten, wenn die Wahrhaftigkeit und Wahrheit es erfordern. So wie der Held auf sein Leben Verzicht leistet, um im Pantheon der Geschichte weiterzuleben, so muß eine wirklich große Bewegung in der

6) L. Marcuse: Mein Zwanzigstes Jahrhundert, München o. J., S. 140 ff. Systematische Untersuchungen hierüber bei Weymar a. a. O.

Charakteristisch die Bemerkung eines liberalen Schulmannes, Oskar Jägers, der gegen den Strom anging: Und wenn der Lehrer „irgendwo liest oder auf Versammlungen oder bei Festessen hört, was alles durch unsern Geschichts- und andern Unterricht Großes auf der Welt hervorgebracht werde, und daß der Schulmeister bei Sadowa gesiegt habe, so schlage er an seine Brust und spreche: Gott sei mir Sünder gnädig.“ (O. Jäger: Aus der Praxis, ein pädagogisches Testament, 1. Auflage 1883; zit. nach neue Auflage, Leipzig 1930, S. 7.)

7) Weymar a. a. O., u. a. S. 157.

8) A. Hitler: Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band, 85.—94. Auflage, München 1934, S. 172. Im folgenden als MK zitiert.

9) Vgl. K. D. Bracher-W. Sauer-G. Schulz: Die nationalsozialistische Machtergreifung, Köln und Opladen 1960, S. 264.

Richtigkeit ihrer Idee, in der Wahrhaftigkeit ihres Handelns den Talisman sehen, der sie sicherlich hinüberführt aus einer vergebliehen Gegenwart in eine unsterbliche Zukunft“<sup>10)</sup>. Die mit viel Rhetorik „aufgeladenen“ Hitlerschen Platitüden („... zu spät angetretene irdische Wanderschaft...“) beziehen sich auf der Suche nach dem verloren gegangenen Heldentum zunächst auf die Zeit der Befreiungskriege, da „im Kriege der Mann noch etwas wert war“ und „Gott Eisen wachsen ließ“. Diese epigonale Romantik spielt überhaupt im Metaphern„schatz“ des Kapitels eine große Rolle, wie noch zu zeigen sein wird. Die Kriegsgesänge eines Arndt, die rhapsodische Deuschtümelei eines Jahn und Fichte durchziehen als Stilvorbilder „Mein Kampf“; bei dem Einfluß, den diese Autoren gerade auch auf die Geschichtsbücher des 19. Jahrhunderts genommen haben<sup>11)</sup>, dürfte teilweise sogar eine direkte Genealogie in Frage kommen<sup>12)</sup>.

„Warum konnte man denn nicht hundert Jahre früher geboren sein? Etwa zur Zeit der Befreiungskriege, da der Mann wirklich auch ohne Geschäft noch etwas wert war?! Ich hatte mir so über meine, wie mir vorkam, zu spät angetretene irdische Wanderschaft oft ärgerliche Gedanken gemacht und die mir bevorstehende Zeit ‚der Ruhe und Ordnung‘ als eine unverdiente Niedertracht des Schicksals angesehen. Ich war eben schon als Junge kein ‚Pazifist‘ und alle erzieherischen Versuche in dieser Richtung wurden zu Nietem.“<sup>13)</sup>

Die nachfolgenden Passagen handeln von dem „Wetterleuchten“ der Kriege und Krisen, die dem ersten Weltkrieg vorausgingen. Die „ewige Sorge“ habe das Gefühl der herannahenden Katastrophe zur Sehnsucht werden lassen; die Interpretation, die Hitler hier von der Vorkriegszeit gibt, deckt sich auch mit seriösen Quellen; „dieser Frieden“, meinte etwa Georg Heym, „ist so faul ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln“<sup>14)</sup>. Das Jahr 1914 erfährt bei Hitler eine Stilisierung, die dem gängigen Vokabular entspricht, mit der man z. B. in der Gartenlaube anläßlich des Jahres 1870 den Kriegsausbruch

10) „Proklamation des Führers“ auf dem Reichsparteitag 1933. In: Nürnberg 1933, Der erste Reichstag der geeinten deutschen Nation, Berlin o. J., S. 74.

11) Weymar a. a. O., bes. S. 41 ff., 45 ff.

12) Über Hitlers Geschichtsunterricht MK S. 12 ff.

13) MK S. 173.

14) G. Heym: Dichtungen und Schriften, Band III — Eintrag vom 6. 7. 1910. Hamburg-München 1959.

zu metaphorisieren pflegte. Wie viele der Hitlerschen Gleichnisse ist auch das hier verwendete („Das Wetter brach los, und in den Donner des Himmels mengte sich das Dröhnen der Batterien des Weltkrieges“<sup>15)</sup> ungenau, schief angelegt — es genügt Hitler, wenn die gängigen Klischees in möglichst spektakulärer Häufung in Erscheinung treten: als ob der Weltkrieg mit einer wirklichen Naturkatastrophe begonnen hätte, in die sich Batterien einmischen konnten. Der Habsburg-Komplex Hitlers, dem das österreichische „Völkergemisch“ mit der fehlenden „Rassenreinheit“ ein Greuel war, reagiert sich anschließend wieder einmal ab<sup>16)</sup>. Beim Ausbruch des Krieges dankt Hitler dem Himmel für die Gnade, dabei sein zu dürfen; man erinnere sich, welche Sorge er beim Ausbruch des zweiten Weltkrieges hatte, daß „im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlege“<sup>17)</sup>.

„Mir selber kamen die damaligen Stunden wie eine Erlösung aus den ärgerlichen Empfindungen der Jugend vor. Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, daß ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, daß er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen“<sup>18)</sup>.

Einer verhältnismäßig häufig anzutreffenden psychologischen Erfahrung gemäß tritt gerade beim labilen, anämischen Typ, bei einem Menschen, dem nichts gelingt und der sich kaum zu Arbeit und Handeln aufraffen kann<sup>19)</sup>, leicht der Umschlag in den Furor ein. Der Furor Teutonicus des 19. und 20. Jahrhunderts, eben Kompensation häufig physiologisch bestimmter Minderwertigkeitskomplexe, erwies sich von besonderer Geschichtsmächtigkeit. Man erinnere sich etwa der „edlen Jünglinge“ des Hainbundes, auf der einen Seite in Milde und Sentimentalität zerfließend, auf der anderen kriegerischer Barbarei huldigend, wobei ihnen ihr verehrter Mentor

15) MK S. 173.

16) MK S. 174.

17) Ansprache des Führers vor den Oberbefehlshabern am 22. August 1939; zit. nach Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus 1933—1945, hg. von H. A. Jacobsen und W. Jochmann, II. Bielefeld 1961 ff.

18) MK S. 177.

19) Vgl. A. Kubizek: Adolf Hitler, mein Jugendfreund, Graz 1953. F. Jetzinger: Hitlers Jugend, Stuttgart o. J. — Ferner A. Bullock: Hitler. Eine Studie über Tyrannei, Düsseldorf o. J., S. 17 ff.

Klopstock mit den Ton angab<sup>20)</sup>. Heinrich von Kleist, einer unserer subtilsten Dichter, von selbsterstörerischer Hypersensibilität, gebärdete sich zugleich als handfester Barde.

Alle Triften, alle Stätten  
färbt mit ihren Knochen weiß,  
welchen Rab' und Fuchs verschmähten,  
gebt ihn den Fischen preis;  
dämmt den Rhein mit ihren Leichen;  
laßt, gestäubt von ihrem Bein,  
schäumend um die Pfalz ihn weichen,  
und ihn dann die Grenze sein!“

— selbst solche Verse gab ihm sein Napoleon- und Franzosenhaß ein. — Von einem Besuch beim Komponisten der „Wacht am Rhein“ berichtet die „Gartenlaube“ („Ich mußte ihn aufsuchen, den Komponisten des Liedes, das der nationalen Begeisterung dieser Tage Flügel geliehen, des ersten wahrhaft kernigen Volksliedes seit Jahrzehnten“), daß dieser wegen verschiedener körperlicher Gebrechen sehr mutlos und ohne jeden Lebenselan erscheine, immer wieder in Tränen ausbreche, also kaum soldatische Tugend an den Tag lege — was natürlich vom Gartenlauben-Autor nur sehr verhüllt dargestellt, d. h. mit mit nationalistischem Pathos verdeckt wird<sup>21)</sup>. — Nietzsches Ruf nach der „blonden Bestie“, einem „Gefährlich leben!“, nach „Wohnungen am Vesuv“ entsprang einer bis zum Wahnsinn sich steigernden seelischen Labilität. — Wilhelms II. bramarbasierenden Reden müssen auf dem Hintergrund seines angeborenen körperlichen Gebrechens gesehen werden, das er psychologisch nie überwand<sup>22)</sup>. — Als Thomas Mann seine aggressiven antiwestlichen Gefühle in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ sich vom Herzen schrieb, scheute er sich nicht, dies als Kriegsdienst auszugeben („habe es mir sauer werden lassen, habe gekämpft und entsagt“); während er selbst nur mit der Feder focht, spöttelte er: „Solange die Menschheit nicht, dachte ich, in weißen Gewändern, Palmzeigen in den Händen und literarische Stirnküsse tauschend umherwallt, wird es wohl dann und wann Kriege geben auf Erden; solange sie Blut in den Adern hat, dachte ich, und nicht lindes Öl, wird sie es wohl vergießen wollen dann und wann. Also, nicht Pazifist hatte ich mich

20) Hierzu ausführlich H. H. Muchow: Jugend und Zeitgeist. Morphologie der Kulturpubertät, Hamburg o. J., z. B. S. 39 ff. — Ferner H. Pross: Vor und nach Hitler — Zur deutschen Sozialpathologie. Olten und Freiburg o. J., S. 41.

21) „Die Gartenlaube“, Jahrgang 1871, S. 543.

22) Vgl. auch W. Schüssler: Kaiser Wilhelm II. Schicksal und Schuld, Berlin-Frankfurt-Zürich 1962.

nennen dürfen" <sup>23)</sup>). Moeller van den Bruck, Kunder eines „Dritten Reiches“ antidemokratischer, antiliberaler Prägung, vom Mythos des Heldischen fasziniert, wurde als Landsturmmann im ersten Weltkrieg einberufen, zeigte sich aber „den Anforderungen des Kasernenlebens nicht gewachsen und wurde nach einem längeren Genesungsurlaub in Berlin... , dank der Bemühungen seines alten Freundes Franz Evers, in die von Ludendorff errichtete Auslandsabteilung der Obersten Heeresleitung beordert“! <sup>24)</sup> hnlich lag der Fall bei Oswald Spengler, der trotz oder gerade wegen seiner schwächlichen leib-seelischen Konstitution immer wieder den „Lockruf der Barberei“ ausstieß: „Das uralte Barbarentum, das jahrhundertlang unter der Formenstrenge einer hohen Kultur verborgen und gefesselt lag, wacht wieder auf, jetzt wo die Kultur vollendet ist und die Zivilisation begonnen hat, jene kriegerische gesunde Freude an der eigenen Kraft, welche das mit Literatur gesättigte Zeitalter des rationalistischen Denkens verachtet, jener ungebrochene Instinkt der Rasse, der anders leben will als unter dem Druck der gelesenen Buchermasse und Bucherideale.“ <sup>25)</sup> — Hans Bluher hatte „beide Kriege in einer durchaus kriegerischen Gesinnung durchlebt“, die nur wegen seiner „körperlichen Schwäche sich nicht soldatisch äußern konnte“ <sup>26)</sup>. „Jedenfalls: pazifistische Gesinnung liegt mir völlig fern.“ <sup>27)</sup> — Was Hitler betrifft, auf den dieser andeutende typologische Exkurs zurückbezogen werden soll, so hatte er zwar den ersten Weltkrieg an der Front erlebt; doch war er dann bei zunehmender weltanschaulicher Kampfesverherrlichung zum „Etappenhelden“ geworden — man vergleiche sein Verhalten beim November-Putsch 1923 <sup>28)</sup>, die Art seiner Front-

besuche während des zweiten Weltkrieges, sein Leben im Führerhauptquartier, sein erbarmliches Ende im Bunker der Reichskanzlei <sup>29)</sup>. Entsprechend verhielt sich der allergrößte Teil der NS-Führer„elite“, deren rhetorischer Kampfesmut und grosprecherische Kampfesverherrlichung mit der Wirklichkeit in keiner Ubereinstimmung stand.

Warum gerade dem Deutschen der Krieg als der große Lehrmeister der Nation erschien, läßt sich wohl nicht eindeutig erklären. Sicher ist, daß die seit 1815 zuruckgestauten, weder außenpolitisch noch innenpolitisch zur Entfaltung gekommenen natürlichen menschlichen Aktivbestrebungen — abgedrängt in die „deutsche Innerlichkeit“ (des Biedermeier, des poetischen Realismus, epigonalen Klassik und Romantik und anderer traditionalistischer Strömungen) — mit dem Jahr 1870/71 plötzlich zum Durchbruch kamen. Dies äußerte sich, den Zeitläufen entsprechend, in einem übersteigerten Expansiv- und Imperialwillen, der zunächst um so mehr rhetorischer Art war, als es Bismarck verstand, ihn außenpolitisch zu zügeln. Angesichts der aufwuchernden nationalistischen Demagogie, die mit Hitler ihren Höhepunkt erreichte <sup>30)</sup>, mußte das Gefühl für eine freiheitliche Staatsordnung verkümmern. Mommsen, einer der „letzten Mohikaner“ <sup>31)</sup> des Liberalismus im Wilhelminischen Staat, hat zu diesem Zustand eines völlig unterentwickelten Staatsburgerbewutseins in seinem „Testament“ geäußert, daß es ihm selbst, der er sich stets als animal politicum gefühlt hätte, nicht möglich gewesen wäre, ein „Bürger zu werden. Das ist nicht möglich in unserer Nation,

23) Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen (1918); vgl. auch K. Sontheimer: Thomas Mann und die Deutschen, München 1961.

24) H. J. Schierskott: Arthur Moeller van den Bruck, Göttingen-Berlin-Frankfurt 1962, S. 19.

25) O. Spengler: Jahre der Entscheidung (1933). Zit. nach der Taschenbuchausgabe von 1961, S. 35. Es muß sehr eigenartig berühren, daß der Band für einen breiten Leserkreis neu aufgelegt wurde, ohne daß man ihm einen Kommentar oder ein zureichendes Vorwort mitgegeben hat.

26) H. Bluher: Werke und Tage. Geschichte eines Denkers. Neuaufgabe München 1953, S. 132. Die Gestalt Bluhers ist ein exemplarisches Beispiel für die Perversion des deutschen Geistes vor 1933. Hierzu ausführlich demnächst der Verfasser in einer Studie über Hans Bluher.

27) H. Bluher a. a. O., S. 432.

28) A. Bullock a. a. O., S. 109. — H. H. Hofmann: Der Hitler-Putsch, München 1961.

29) H. Trevor-Roper: Hitlers letzte Tage, Zürich 1948. — ber das „heldische“ Verhalten der NS-Führer vgl. H. Glaser: Das Dritte Reich, Anspruch und Wirklichkeit, Freiburg 1961, S. 45.

30) Aus den vielen Sonderstudien zu dieser Frage seien erwähnt: J. F. Neurohr: Der Mythos vom Dritten Reich, Stuttgart 1957. — F. Glum: Philosophen im Spiegel und Zerrspiegel. Deutschlands Weg in den Nationalismus und Nationalsozialismus, München 1954 — F. Glum: Der Nationalsozialismus, München 1962. — K. Sontheimer: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1962. — H. Pross: Die Zerstörung der deutschen Politik, Dokumente 1871—1933, Frankfurt/M. 1959.

31) Ich übernehme hier ein Wort von G. Lukacs: „In der Bismarckschen Periode leben nur isoliert absterbende letzte Mohikaner der deutschen Demokratie.“ (Deutsche Literatur im Zeitalter des Imperialismus, in: Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur, Berlin 1953, S. 102.)

bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt.“<sup>32)</sup> Das Sedanlächeln, schreibt Benedetto Croce, sei nach 1870 nicht mehr vom Angesicht des deutschen Bürgertums gewichen.<sup>33)</sup>

„Bismarcks Werk mußte sich nun schlagen; was die Väter einst mit ihrem Heldenblute in den Schlachten von Weißenburg bis Sedan und Paris erstritten hatten, mußte nun das junge Deutschland sich aufs neue verdienen.“<sup>34)</sup>

In den nachfolgenden Abschnitten erreicht Hitlers Pathetik einen Höhepunkt: Vokabular, Topik und Syntax sind die der patriotischen Festredner des 19. Jahrhunderts; Analogien zum „Liedgut“, wie es seit Jahrzehnten die Kommersbücher, Singfibeln, Gesangvereinsbücher und Schulliederbücher in abgründiger Harmlosigkeit geziert hatten, stellten sich ein; wohin Hitler auch greift, es gelingt ihm immer, ein Klischee in die Feder zu bekommen — und gerade diese stilistische Mediokrität mußte „ankommen“: so sprach man bei Fahnenweihfesten, bei Kriegsveteranentreffen, am Sedanstag, an Kaisers Geburtstag, so schrieben die Völkischen<sup>35)</sup>, so las man es in den Familienzeitschriften und den Blättern fürs „gebildete Haus“.

„Ich hatte einst als Junge und junger Mensch so oft den Wunsch gehabt, doch wenigstens einmal auch durch Taten bezeugen zu können, daß mir die nationale Begeisterung kein leerer Wahn sei. Mir kam es oft fast als Sünde vor, Hurra zu schreien, ohne vielleicht auch nur das innere Recht hierzu zu besitzen; denn wer durfte dieses Wort gebrauchen, ohne es einmal dort erprobt zu haben, wo alle Spielerei zu Ende ist, und die unerbittliche Hand der Schicksalsgöttin Völker und Menschen zu wägen beginnt auf Wahrheit und Bestand ihrer Gesinnung? So quoll mir, wie Millionen anderen, denn auch das Herz über vor stolzem Glück, mich nun endlich von dieser lähmenden Empfindung erlösen zu können. Ich hatte so oft ‚Deutschland über alles‘ ge-

sungen und aus voller Kehle Heil gerufen, daß es mir fast wie eine nachträglich gewährte Gnade erschien, nun im Gottesgericht des ewigen Richters als Zeuge antreten zu dürfen zur Bekundung der Wahrfähigkeit dieser Gesinnung . . . So wie wohl für jeden Deutschen, begann nun auch für mich die unvergeßlichste und größte Zeit meines irdischen Lebens. Gegenüber den Ereignissen dieses gewaltigsten Ringens fiel alles Vergangene in ein schales Nichts zurück. Mit stolzer Wehmut denke ich gerade in diesen Tagen, da sich zum zehnten Male das gewaltige Geschehen jährt, zurück an diese Wochen des beginnenden Heldenkampfes unseres Volkes, den mitzumachen mir das Schicksal gnädig erlaubte.“<sup>36)</sup>

Der Ursprung dieser Pathetik ist leicht zurückzuverfolgen, d. h. ihre strukturelle Übereinstimmung mit Redefiguren der epigonalen Romantik und Klassik festzustellen. Vor allem bekundet sich der Einfluß jener politischen Hochsprache des 19. Jahrhunderts, die an Schiller anzuknüpfen glaubte, während sie in Wirklichkeit die Schillersche Sprache pervertierte und mißbrauchte. Die Sprache Schillers war Ausdruck eines leidenschaftlichen Bemühens um „Erziehung des Menschengeschlechts“. Der ihm eigene idealistische Schwung war kein Verschließen vor der Wirklichkeit; im Gegenteil: sein Weltbild war durch einen strengen Dualismus gekennzeichnet: Idee und Leben, Hoffnung und Angst, Leben und Tod, Freiheit und Zwang, Glück und Leid, Frieden und Krieg, Form und Stoff, Kunst und Wirklichkeit waren Gegensätze, die sich dem Dichter ständig aufdrängten und in seiner dialektischen Sprache Eingang und Widerspiegelung fanden; exakte, wenn auch häufig etwas farblose Methaphorik (Gedankenlyrik), tiefgründige Problematik (Dramen) und eine klare, kluge Ausdrucksweise (Philosophische Schriften) sind besondere Kennzeichen von Schillers Werk. Dieser luzide Denker und Dichter, der nach 1945 für eine breitere Öffentlichkeit erst wieder durch die Festrede Thomas Manns zum 150. Todestag aus dem nationalen Gitterkäfig befreit und ihr in seiner echten Menschlichkeit nahegebracht wurde, hatte im 19. Jahrhundert das Schicksal erlitten, zum Idol des nationalen Bürgertums erkürt zu werden: er war zum „Moraltrompeter“ und zum Vorkämpfer nationaler Einheit geworden. Die „Glocke“ fürs Jungmädchenzimmer, der „Tell“ für die Freilichtbühne, der Dichter selbst in der Gestalt eines Bur-

32) Mitgeteilt bei A. Wucher: Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, Göttingen-Berlin-Frankfurt o. J.

33) B. Croce: Geschichte Europas im neunzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1950, S. 303; vgl. auch S. 356 ff.

34) MK S. 178.

35) Vgl. hierzu auch H. Kohn: Wege und Irrwege. Vom Geist des deutschen Bürgertums, Düsseldorf o. J.

36) MK S. 179/80.

schenschaftlers — das waren Teilaspekte dieser Fehldeutung. Der arme tapfere Mann, der seinem von ständiger Krankheit bedrängtem Körper und seinem von ständigen Zweifeln und leidvollem Pessimismus heimgesuchten Geist ein Werk der Humanität abgerungen hatte, wurde auf das Piedestal der nationalen Beweihräucherung gestellt, von wo herab er als strahlender Jüngling und „hehre, hochgemute Gestalt“ das Pathos seiner kleinbürgerlichen Festredner jahrzehntelang entzündete. Dieses Pathos hatte sich „emanzipiert“: es war nun nicht mehr Gewand des Gedankens, die Erhöhung des Gedachten, Gesehenen, Erlebten, Erfüllten, sondern — sich selbst überlassen — unverbindlicher, willkürlicher Worttausch. Gestalt und Gehalt stehen nicht mehr in echter, unauswechselbarer Verbindung; das Klischee dominiert; der Mensch bewegt sich im Gehäuse der Worte: sinnlos und im Kreise sich drehend; ein Wort gibt das andere, ein Phrase die andere. Die Reden des Schillerjahres 1859 markieren die erste Etappe dieser Entwicklung. Die Festrede Gabriel Rießers etwa umfaßt rund 5000 Worte, darunter etwa 150 Steigerungsformen, meist (grammatikalische) Superlative. Völlig unberücksichtigt sind bei dieser Zahl die inhaltlichen Superlative wie: mächtiges Rauschen, hohes Tönen, gewaltiger Genius und dergleichen mehr. Um deutlich genug aufzuzeigen, daß Schiller edel, erhaben, mächtig, herrlich und unerreicht wäre, wurden die entsprechenden Worte zu rhetorischen Gipfeln aufgetürmt; allein das Wort „hoh“ (zusammen mit „hoch“, „höchst“) taucht sechzigmal auf; ähnlich „edel“ etc. Für Rießer und seine enthusiastisch andächtigen Zuhörer war in Schiller „die höchste und edelste Bildung erschienen“, die „reine Entwicklung des Natürlichen, die schönste Blüte, die süßeste Frucht; in ihm lebten die zartesten und tiefsten Empfindungen, das reinste Geistigste, die höchsten Mächte und die ursprünglichsten und kindlichsten Gefühle“ (und dies alles in einem Satz).<sup>37)</sup> -

In diesem Sinne ist das „leere Pathos“ auch zum Kennzeichen der politischen offiziellen Reden des konservativen, bürgerlichen und kleinbürgerlichen Lagers bis herauf zu Hitler geworden — die deutsche geschichtliche Verirrung verhängnisvoll vorbereitend, fördernd und begleitend. Man vergleiche zur Illustration einmal ein paar Beispiele solcher politischer Rhetorik — den Schwulst der Bilder, die

37) Gabriel Rießer: Zu Schillers 100. Geburtstage. Hamburg, 10. November 1859. In Deutsche Reden. Hg. von Th. Flathe, Band I, Leipzig 1894, S. 440 ff.

Betäubung des Logos durch mythifizierendes Geraune, die Zerstörung der Begriffskerne, so daß leere Worthülsen allein verbleiben, die Fülle der falschen oder schiefen Genitive, die um hochtrabende Feierlichkeit bemühten Inversionen und all die anderen Stil- und Sprachfigurationen:

„Heute vor sieben Jahren ward auf diesen Feldern des Vaterlandes herrlichster Sieg erkämpft, und die Tausende, welche des Sieges Opfer wurden, gingen fröhlich hinüber zu den freien Vätern, denn sie starben im Gefühl zu bluten für heilige Dinge, für des Vaterlandes Zukunft über ihren Gräbern.“

„Seine erste Frage an die ihm zunächst liegenden Verwundeten war gewesen, ob der Feind geschlagen? Und als hierauf ein beseligendes Ja erfolgte, wohin er geflüchtet? ‚Auf Paris zu‘ hatte ein Unglücklicher ohne Beine geantwortet: und jetzt hatte er, dem Ewigen dankbar, bemerkt, daß ihm beide Beine noch waren; vor ihm Paris, hinter ihm Deutschland und die Lazarette, links die Schweiz. Die rechte Hand vom Sturz gelähmt, in der Brust eine Kugel, im Kopfe eine Hiebwunde, im Herzen Mimili.“ —

„Wenn die Todesnachrichten aus dem Westen einliefen, dann sagten die Väter und die Brüder: viel Trauer, viel Ehr‘; und auch den Müttern, den Frauen, den Schwestern blieb im schweren Herzeleid doch der Trost, daß ihrem kleinen Hause ein Blatt gehöre in dem schwelenden Kranze des deutschen Ruhmes.“ —

„Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter König Etzel sich einzige Namen gemacht haben, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so muß der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen. Wahrt Manneszucht, der Segen Gottes sei mit euch, die Gebete eines ganzen Volkes, meine Wünsche begleiten euch, jeden einzelnen. Öffnet der Kultur den Weg ein für allemal!“ —

„Doch wenn der Morgen kommt mit Schimmerfarben,  
zähl ich die Kämpfer nimmer, die verdarben,  
zähl nur das Leben, segne diesen Krieg,  
nenn heilig ihn  
und glaube wieder an der Menschheit Sieg.“ —

„Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, wilder, bru-

taler ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugt Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen hatte. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie mit höchster Wucht geladen. Geschmeidig hagere, sehnige Körper, markante Gesichter, Augen in tausend Schrecken unterm Helm versteinert. Sie waren Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner gräßlichsten Form . . . Ein Bild: der höchste Alpengipfel, ausgehauen zu einem Gesicht unter wuchtendem Stahlhelm, das still und ernst über die deutschen Lande schaut, den Rhein hinunter bis aufs freie Meer.“

Die Texte bieten sich in Fülle an; die angeführten exemplarischen Proben sollten auf die immer wieder anzutreffende soziologische und literarsoziologische Herkunft dieser Sprache verweisen: burschenschaftliches Schrifttum (Karl Hase in seiner Festrede auf die Schlacht bei Leipzig, 1820), Trivialliteratur (Heinrich Claren: „Mimili“), nationale Historie (Heinrich von Treitschke: Zum Gedächtnis des großen Kriegs, 1880), monarchische Verlautbarungen (Wilhelm II. an die 1900 zur Niederwerfung des Boxeraufstandes von Bremerhaven in See gehenden Truppen), patriotische Lyrik (Ludwig Ganghofer: „Eiserne Zither“, Kriegslieder 1914), „hohe“ Literatur (Ernst Jünger: „Der Kampf als inneres Erlebnis“, 1929, und „In Stahlgewittern“, 1920).<sup>38)</sup> Hitlers Stil fügt sich hier geradezu nahtlos ein.

„Mögen Jahrtausende vergehen, so wird man nie von Heldentum reden und sagen dürfen, ohne des deutschen Heeres des Weltkrieges zu gedenken. Dann wird aus dem Schleier der Vergangenheit heraus die eiserne Front des grauen Stahlhelms sichtbar werden, nicht wankend und nicht wei-

38) K. Hase zit. nach Weltgeschichte im Aufriß, Arbeits- und Quellenbuch III, Frankfurt 1957, S. 55. — H. Claren: nach W. Killy; Deutscher Kitsch, Göttingen 1961, S. 78. — H. v. Treitschke: Ein Wort über unser Judentum, Berlin 1880, S. 225. — Wilhelm II. zit. nach J. Hohlfeld: Dokumente der Deutschen Politik und Geschichte, Berlin und München o. J., 2. Band, S. 114. — L. Ganghofer: Eiserne Zither, Kriegslieder, Stuttgart 1914, S. 79. — E. Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1929, S. 8. In Stahlgewittern, 1920, Vorwort.

Wie diese Sprache in Einzelheiten und Gesamtstruktur (Vokabular, Syntax, Topik) heute im konservativen, postfaschistischen und neonazistischen Bereich fortwirkt, darüber kann schon ein Blick in die „Nation Europa“ und in andere ähnliche Publikationen belehren.

Vgl. bes. auch H. H. Knütter: Ideologien des Rechtsradikalismus im Nachkriegsdeutschland, Bonn 1961; M. Jenke: Verschwörung von rechts, Berlin 1961.

chend, ein Mahnmal der Unsterblichkeit. Solange aber Deutsche leben, werden sie bedenken, daß dies einst Söhne ihres Volkes waren.“<sup>39)</sup>

Selbstverständlich steht neben solchem „sauren“ auch süßlicher Kitsch: etwa die Kameradschaftsromantik des Soldatenlebens schildernd — im Stil der vergilbten Photographien, die (neben dem Hochzeitsbild hinter die Glasscheibe der Vitrine geklemmt) zu den Utensilien kleinbürgerlicher Idyllik gehörten:

„Wie gestern erst zieht an mir Bild um Bild vorbei, sehe ich mich im Kreise meiner lieben Kameraden eingekleidet, dann zum ersten Male ausrücken, exerzieren usw., bis endlich der Tag des Ausmarsches kam.“<sup>40)</sup>

Auch die Naturromantik kommt nicht zu kurz; wo könnte sie besser eingeschoben werden als bei der Schilderung der ersten Fahrt zum Rhein, dem „deutschen Schicksalsstrom“, dessen imperialistische Mythologisierung aus der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts hinreichend bekannt ist! Wieder zeigt sich als hervorstechendes Merkmal des Hitlerschen Stils die nachtwanderliche Sicherheit, mit der Hitler jede Platitüde ergreift: „stille Wellen“, „Strom der Ströme“, „alter Feind“, „zarte Schleier des Frühnebels“, „milde Strahlen der ersten Sonne“, „quoll mir das Herz über“ . . . Die Gestalt der Germania (hier das Denkmal auf dem Niederwald) gehört zu den vielen nationalen Symbolen, die das Bewußtsein des deutschen Menschen im 19. Jahrhundert mitprägen halfen. Man wird dem Germania-Gedicht des Grafen Moritz von Strachwitz dabei besondere Bedeutung zumessen dürfen, weil in ihm die Vielzahl der Assoziationen, die sich für den gebildeten Patrioten dann später bei der „Beschwörung dieser edlen Figur“ einzustellen pflegten, vorbereitet wurde: „Land des Rechtes, Land des Lichtes, Land des Schwertes und Gedichtes, Land der Freien und Getreuen, Land der Adler und der Leuen . . .“

Was man alles in Deutschland deutsch nenne, — darüber hatte sich J. Fröbel schon 1858 aufgehalten („Deutsche Kraft“, „deutsche Treue“, „deutsche Liebe“, „deutscher Ernst“, „deutscher Gesang“, „deutscher Wein“, „deutsche Tiefe“, „deutsche Gründlichkeit“, „deutscher Fleiß“, „deutsche Frauen“, — Deutsche Jungfrauen“, „deutsche Männer“, — welches Volk braucht solche Bezeichnungen außer das deutsche?“<sup>41)</sup> — Mommsen meinte, daß

39) MK S. 182.

40) MK S. 180.

41) Zit. nach H. Pross: Die Zerstörung der deutschen Politik, a. a. O., S. 11.

Treitschke für die Jungfrau Germania die Pickelhaube in Kurs gebracht habe; und in der Tat ist die Zeit nach 1870 besonders fruchtbar für das „Aufblühen“ dieser „zutiefst deutschen“ Symbolgestalt gewesen. Sie durchzieht die Zeitschriften, Zeitungen, Broschüren, die Traktätchenliteratur und die gymnasialen Festschriften, die Jugendlust und die Werbehefte der Milchversorgung. Sie sah aus wie die Figur, die man mit großer Mühe („ . . . im Innern ihres Unterkörpers können zehn Paare tanzen. Das gewaltige Schwert wiegt fünf bis acht Centner und ist acht Meter lang“) 1883 über den Niederwald gehievt hatte und von der die „Gartenlaube“ schrieb: „Wie zur Wacht am Rhein das Idealbild der Jungfrau Germania die Völker führte, wie sie mit Schild und Schwert in Bildern und Liedern voran in die Schlachten zog, so tritt sie heute, die hehre Belohnerin der großen Taten, mit der Reichskrone auf dem Haupt und dem Lorbeer und Eichenkranz in der Hand, den heimkehrenden Helden entgegen und begrüßt sie an den Marken der Länder, an den Toren der Städte und beim Siegesfest vor den Königsburgen.“ „Brausend erklang die Nationalhymne in das Tal, jubelnd ertönte der Weihegesang: ‚Lieb' Vaterland magst ruhig sein' vom Eichwald herab, von tausend Kehlen angestimmt, mächtiger wirkend als je zuvor. Da trat der Kaiser an Moltke heran und reichte dem treuen Kampfgenossen die Rechte, ihn mit seinen gewinnenden Augen fest anblickend — in diesem kaiserlichen Gruße den Dank aussprechend allen jenen, die da mitgeholfen, seien sie noch unter den Lebenden, seien sie dahingerafft im Kampfe um das heiß errungene Ziel.“<sup>42)</sup> Es ist für die deutsche politische Anthropologie wie für das Verständnis des Nationalsozialismus sehr aufschlußreich, sich in diesem Zusammenhang Hitler als Gartenlauben-Autor oder -Berichterstatter vorzustellen:

„Und so kam endlich der Tag, an dem wir München verließen, um anzutreten zur Erfüllung unserer Pflicht. Zum ersten Male sah ich so den Rhein, als wir an seinen stillen Wellen entlang dem Westen entgegenfuhren, um ihn, den deutschen Strom der Ströme, zu schirmen vor der Habgier des alten Feindes. Als durch den zarten Schleier des Frühnebels die milden Strahlen der ersten Sonne das Niederwalddenkmal auf uns herabschimmern ließen, da brauste aus

dem endlos langen Transportzuge die alte Wacht am Rhein in den Morgenhimmel hinaus, und mir wollte die Brust zu enge werden.“<sup>43)</sup>

Nach der Schilderung der Stimmung des ersten Gefechts („ . . . zischt plötzlich ein eiserner Gruß über unsere Köpfe . . . dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen . . . als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!‘“) — nach diesen Stellen eines z. B. aus Beumelburg oder Zöberlein millionenfach bekannten Morgenrot- und Morgenritt-Bardiets wendet sich Hitler im zweiten Teil dieses Kapitels der Lage in der Heimat zu. Damit ist auch stilistisch eine Zäsur gegeben. Es folgt nun — wie so oft in diesem Werk — das, was Goebbels im „Reich“ den „Stuhlgang der Seele“ nannte: das Schimpfen, ein hemmungsloses Wüten auf Parlamentarier, Juden, Marxisten, auf all jene, die den Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Front geführt hätten (eine Lüge, die zwar Hitler nicht erfand, aber geschickt demagogisch ausnützte)<sup>44)</sup>. — Das sind die Stammtischtiraden eines leicht angetrunkenen Spießers, der sich beim Bramarbasieren immer mehr ins Gröhlen hineinsteigert (im Bierkeller, etwa bei der Ansprache vor den alten Kämpfern in München, fühlte sich Hitler besonders in seinem Element). Je unsinniger und unbegründeter die Behauptungen sind, desto breiter werden sie ausgesponnen.

Der „betrügerischen Genossenschaft der jüdischen Volksvergifter“ hätte der Garaus gemacht, sie hätte unbarmherzig ausgerottet werden sollen. „Wenn an der Front die Besten fielen, dann konnte man zu Hause wenigstens das Ungeziefer vertilgen.“<sup>45)</sup> — Das Programm der Ausrottung wird hier — wie dann später bei seiner Verwirklichung im zweiten Weltkrieg — mit der Proklamation eines allgemeinen Notstandes verbunden und damit „gerechtfertigt“. Die Phrase vom Kampf um Sein oder Nichtsein der Nation, die bereits vorher verwendet worden war, dient dazu, die Herrschaft der Bajonette zu verkünden. Was Hitler anschließend über die Unbeugsamkeit des menschlichen Freiheitswillens

43) MK S. 180.

44) Vgl. L. Ritter von Rudolph: Die Lüge, die nicht stirbt. Die Dolchstoßlegende von 1918. Nürnberg o. J.

45) MK S. 186, 185.

42) „Die Gartenlaube“, Jahrgang 1871, S. 440 und Jahrgang 1883, S. 553.

sagt („ . . wächst die Zahl der inneren Anhänger in eben dem Maße, in dem die Verfolgung zunimmt“) <sup>46)</sup>, wird egozentrisch nur auf die eigene Bewegung bezogen. — Große Bedeutung wird der „nackten Gewalt“ zugemessen und die Koppelung von „Idee“ (was die Nationalsozialisten unter Idee verstanden) und Brutalität als das sicherste Mittel zum Erfolg gepriesen. Wie hier Beharrlichkeit im Terror mit der Beharrlichkeit im Geiste widerspruchslos zusammengefügt, ja geradezu als beste Verbindung herausgestellt werden, braucht nicht zu überraschen: auch dies gehörte zum Propagandaarsenal der vorfasischen Strömungen. Das war nur möglich, wenn man den Gehalt der Worte Geist, Idee etc. überhaupt nicht mehr verstand. Die schon bei den Hinweisen auf die Genealogie des politischen Pathos erwähnte Diskrepanz zwischen Wort und Begriff, wie sie etwa bei Wilhelms II. Hunnenrede zutage trat, hat das Unrecht-tun vorbereitet; im Weltanschauungsnebel verloren sich die klaren Konturen ethischer Gebote und Gesetze; Bildung wurde makabrer Ästhetizismus: „ . . gibt es unter uns Frontsoldaten Männer, die in einen französischen Graben brechen, Stahl und Sprengstoff in der Faust, und die im eroberten Unterstande Rabelais, Molière und Baudelaire lesen“ <sup>47)</sup>. Das Volk der Dichter und Denker

46) MK S. 187.

47) E. Jünger: Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1929, S. 63. Zu E. Jünger als exemplarischer Figur der deutschen Geistesgeschichte („Landkarte der Epoche“): H. P. Schwarz: Der konservative Anarchist — Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers, Freiburg 1962.

war zugleich ein Volk der Stahlnaturen, bereit, Ideen mit der nackten Gewalt durchzusetzen; barbarischer Trieb wurde mit edelstem Geist garniert — Hölderlin im Tournister. Was bleibt, stiften die Dichter — und die Soldaten. „Krieg und Kunst ist eine griechische, eine deutsche, eine arische Losung . . . Der Liniensoldat hat seinen Namen von den großen und einheitlichen Linien, in welche sich die Truppen unter normalen Verhältnissen formieren; das klassische Kunstwerk führt seinen Namen mit Recht, wenn es seinen individuellen Charakter zur großen und einheitlichen Liniensführung, in materieller und geistiger Hinsicht erweitert.“ <sup>48)</sup>. — Was Hitler verkündete, war somit auch in dieser Hinsicht dem deutschen Bewußtsein seit langem eingepägt.

„In der ewig gleichmäßigen Anwendung der Gewalt allein liegt die allererste Voraussetzung zum Erfolg. Diese Beharrlichkeit jedoch ist immer nur das Ergebnis einer bestimmten geistigen Überzeugung . . . Im Ringen zweier Weltanschauungen miteinander vermag die Waffe der brutalen Gewalt, beharrlich und rücksichtslos eingesetzt, die Entscheidung für die von ihr unterstützte Seite herbeizuführen.“

Politik und Terror waren in der für den Nationalsozialismus typischen Form miteinander verknüpft. Das 5. Kapitel endet mit der Bemerkung, daß schon während des Krieges Hitler im Kreis seiner Freunde versichert habe, „nach dem Kriege als Redner neben meinem Berufe wirken zu wollen.“

48) Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen (= J. Langbehn), Leipzig, 1891, S. 215.

49) MK S. 189.